



3 1761 08152032 2

Ans
Natur und Geisteswelt

—475—

W. Fischer
Die deutsche Sprache
von heute

Zweite Auflage



UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

—
B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“

nunmehr schon über 700 Bändchen umfassend, sucht seit ihrem Entstehen dem Gedanken zu dienen, der heute in das Wort: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ geprägt ist. Sie will die Errungenschaften von Wissenschaft, Kunst und Technik einem jeden zugänglich machen, ihn dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den Gesichtskreis erweiternd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Sie bietet wirkliche „Einführungen“ in die Hauptwissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht des Laien, wie sie den heutigen methodischen Anforderungen entsprechen. So erfüllt sie ein Bedürfnis, dem Skizzen, die den Charakter von „Auszügen“ aus großen Lehrbüchern tragen, nie entsprechen können; denn solche setzen vielmehr eine Vertrautheit mit dem Stoffe schon voraus.

Sie bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen Lebens in weitestem Umfang und vermag so vor allem auch dem immer stärker werdenden Bedürfnis des Forschers zu dienen, sich auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu erhalten.

In den Dienst dieser Aufgabe haben sich darum auch in dankenswerter Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, gern die Gelegenheit benutzend, sich an weiteste Kreise zu wenden, an ihrem Teil bestrebt, der Gefahr der „Spezialisierung“ unserer Kultur entgegenzuarbeiten.

So konnte der Sammlung auch der Erfolg nicht fehlen. Mehr als die Hälfte der Bändchen liegen, bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet, bereits in 2. bis 6. Auflage vor, insgesamt hat die Sammlung bis jetzt eine Verbreitung von weit über 4 Millionen Exemplaren gefunden.

Alles in allem sind die schmucken, gehaltvollen Bände besonders geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine Bücherei zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt“ vereint.

Jedes der meist reich illustrierten Bändchen
ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jedes Bändchen kartoniert M. 1.60, gebunden M. 1.90
Hierzu Leerungszuschläge des Verlages und der Buchhandlungen

Leipzig, im März 1919.

B. G. Teubner

Preis ungueltig

Jedes Bändchen kartoniert M. 1.60, gebunden M. 1.90

zur bildenden Kunst, Musik und Schauspielkunst sind bisher erschienen:

Bildende Kunst

Allgemeines:

- Das Wesen der deutschen bildenden Kunst.** Von Geh. Rat Prof. Dr. H. Thode. (Bd. 585.)
- Bau und Leben der bildenden Kunst.** Von Direktor Prof. Dr. Th. Volbert. 2. Aufl. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 68.)
- Kunstpflege in Haus und Heimat.** 3. Auflage. Mit vielen Abbildungen. (Bd. 77.)
- Ästhetik.** Von Prof. Dr. A. Hamann. 2. Aufl. (Bd. 345.)
- *Einführung in die Geschichte der Ästhetik.** Von Privatdozent Dr. H. Nohl. (Bd. 602.)
- Der Weg zur Zeichenkunst.** Ein Büchlein für theoretische und praktische Selbstbildung. Von Dr. E. Weber. 2. Aufl. Mit 81 Abbildungen und 1 Farbtafel. (Bd. 490.)
- *Geometrisches Zeichnen.** Von akad. Zeichenlehrer A. Schudeisck. Mit Fig. (Bd. 368.)
- Projektionslehre.** Die rechtwinklige Parallelprojektion und ihre Anwendung auf die Darstellung technischer Gebilde nebst einem Anhang über die schiefwinklige Parallelprojektion in kurzer leichtfaßlicher Darstellung für Selbstunterricht und Schulgebrauch. Von akad. Zeichenlehrer A. Schudeisck. Mit 164 Abbildungen. (Bd. 564.)
- Grundzüge der Perspektive nebst Anwendungen.** Von Prof. Dr. R. Doeblermann. Mit 91 Fig. u. 11 Abb. (Bd. 510.)

Geschichte:

- Die Entwicklungsgeschichte d. Stile in d. bildenden Kunst.** Von Dr. E. Cohn-Wiener. 2 Bde. 2. Aufl. (Auch in 1 Bd. geb.) Bd. I: Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 66 Abb. (Bd. 317.) Bd. II: Von d. Renaissance b. z. Gegenw. M. 42 Abb. (Bd. 318.)
- *Kunstgeschichtliches Wörterbuch.** Von Dr. E. Cohn-Wiener. (Leubners kleine Sachwörterbücher. Geh. ca. M. 4.-.)

Altertum:

- Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Relieffarkophage.** Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Prof. Dr. H. Wachtler. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 272.)
- Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien.** Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 3. Aufl. Mit 62 Abbildungen im Text und auf einer Tafel, sowie einem Plan. (Bd. 114.)

Mittelalter und Neuzeit:

- Deutsche Baukunst im Mittelalter.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. I: Von den Anfängen bis zum Ausgang der romanischen Baukunst. 4. Aufl. Mit 95 Abb. II: Gotik und Spätgotik. 4. Aufl. Mit 67 Abb. (Bd. 8/9.)
- Deutsche Baukunst in der Renaissance und der Barockzeit bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit 63 Abbildungen im Text. (Bd. 326.)
- Die altdeutschen Maler in Süddeutschland.** Von H. Nemitz. Mit 1 Abbildung im Text und einem Bilderanhang. (Bd. 464.)
- Albrecht Dürer.** Von Prof. Dr. A. Wustmann. 2. Aufl. von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 1 Titelbild und 91 Abb. im Text. (Bd. 97.)
- Die Renaissancearchitektur in Italien.** Von Dr. B. Frankl. I. Mit 12 Tafeln und 27 Textabbildungen. (Bd. 381.) II. In Vorb. (Bd. 382.)
- Michelangelo.** Eine Einführung in das Verständnis seiner Werke. Von Prof. Dr. E. Hildebrandt. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 392.)
- Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert.** Von Prof. Dr. H. Janßen. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 373.)
- Rembrandt.** Von Prof. Dr. P. Schubring. 2., verb. Aufl. Mit 46 Abbildungen auf 28 Tafeln im Anhang. (Bd. 156.)

Bildende Kunst

19. Jahrhundert:

- Deutsche Baukunst im 19. Jahrhundert. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 35 Abbildungen. (Bd. 453.)
Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. A. Hamann. 2 Bände Text, 2 Bände mit 57 ganzseitigen und 200 halbleitigen Abbildungen. (Bd. 448-451), in 2 Doppelbänden je kart. M. 3.20, geb. M. 3.50, auch in Geschenkausgabe erhältlich.
Die Maler des Impressionismus. Von Prof. Dr. B. Lázár. 2. Aufl. Mit 92 Abb. und 1 farbigen Tafel. (Bd. 395.)

Kunstgewerbe:

- Die dekorative Kunst des Altertums. V. Dr. St. Poulsen. M. 112 Abb. (Bd. 454.)
Deutsche Kunst im tägl. Leben bis zum Schlusse d. 19. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. V. Haendke. 2. Aufl. Mit vielen Abbildungen. (Bd. 194.)
Geschichte der Gartenkunst. Von Vaurat Dr.-Ing. Chr. Ranz. Mit 41 Abb. (B. 274.)
Die künstlerische Photographie. Ihre Entwicklung, ihre Probleme, ihre Bedeutung. Von Dr. W. Warstat. 2., verb. Aufl. Mit 1 Bildertafel (Bd. 410.)

Musik

- Geschichte der Musik. Von Dr. Alfred Einstein. (Bd. 438.)
Beispielsammlung zur älteren Musikgeschichte. Von Dr. A. Einstein. (Bd. 439.)
Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. E. Kreebs. 2. Aufl. M. 4 Bildn. (Bd. 92.)
Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Jäkel. Mit 1 Silhouette. (Bd. 239.)
Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Dr. E. Jäkel. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Richard Wagners. (Bd. 390.)
Die moderne Oper. Vom Tode Wagners bis zum Weltkrieg (1883-1914). Von Dr. E. Jäkel. Mit 3 Bildnissen. (Bd. 495.)
Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer entwickelnden Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. H. Kietzsch. 2., durchgesehene Auflage. (Bd. 178.)
Musikalische Kompositionsformen. Von E. O. Kallenberg. 2 Bände. Bd. I: Die elementaren Tonverbindungen als Grundlage der Harmoniklehre. Bd. II: Kontrapunkt und Formenlehre. (Bd. 412 u. 413, auch in 1 Band gebunden.)
*Harmoniklehre. Von Dr. H. Scholz. (Bd. 703/704.)
Das moderne Orchester. Von Prof. Dr. St. Volbach. I. Die Instrumente des Orchesters. (Bd. 384.) II. Das Zusammenspiel der Instrumente in seiner Entwicklung. 2. Aufl. (Bd. 308.)
Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. Von Professor Dr. D. Die. (Bd. 325.)
*Musikalisches Wörterbuch. Von Dr. A. Einstein. (Teubners kleine Sachwörterbücher. Geb. ca. M. 4.-)

Schauspielkunst

- *Der Schauspieler. Von Prof. Dr. Ferd. Gregori. (Bd. 692.)
Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Saehde. 2. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 230.)
Die griechische Tragödie. Von Prof. Dr. J. Geffken. Mit 5 Abbildungen im Text und 1 Tafel. (Bd. 566.)
Die griechische Komödie. Von Prof. Dr. A. Körte. M. 11 Taf. u. 2 Taf. (Bd. 400.)
Das Drama. Von Dr. B. Basse. Mit Abbildungen. 3 Bde. I: Von der Antike z. franz. Klassizismus. 2. Auflage, neu bearbeitet von Oberlehrer Dr. Niedlich, Prof. Dr. A. Imelmann und Prof. Dr. W. Glaser. Mit 2 Abbildungen. II: Von Versailles bis Weimar. 2. Aufl. Neubearbeitet von Prof. Dr. W. Glaser und Realgymnasialdir. A. Ludwig. III: Von der Romantik zur Gegenwart. (Bd. 287/289.)
Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Wittowst. 4. Auflage. Mit 1 Bildnis Hebbels. (Bd. 51.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände in Vorbereitung.

F 5297a

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

475. Bändchen

Die deutsche Sprache von heute

Von

Dr. W. Fischer

in Stensburg

Zweite, verbesserte Auflage

183475.
29.8.23.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1919

Germany



Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1919 by B. G. Teubner in Leipzig

Vorbemerkung zur ersten und zweiten Auflage.

Das vorliegende Werkchen will keinen Abriß des gesicherten Wissens über unser Deutsch geben; es beschränkt sich auf die Erörterung einiger bedeutsamer Grundfragen, die auch in umfangreichern Darstellungen vielfach nur gestreift werden.

Im Mittelpunkt steht der Begriff der Sprachentwicklung, dessen scharfe Erfassung mir die Voraussetzung für eine verständige Beurteilung sprachlicher Fragen zu sein scheint. Im Zusammenhang damit werden die wichtigsten der Erscheinungen besprochen, die den gebildeten Deutschen so oft beschäftigen — Sprachrichtigkeit, Verhältnis von Mundart zur Schriftsprache, wo man das beste Deutsch spricht, und andre. Das Bändchen möchte also dem Leser nicht so sehr geschichtliche Kenntnisse übermitteln, als vielmehr ihm helfen, zu einer auf die geschichtliche Entwicklung gegründeten Stellungnahme gegenüber der Sprache zu gelangen. Wenn die in Zeitungen, bei den Verhandlungen der verschiedensten Körperschaften, in jeder Gesellschaft vorkommenden Streitigkeiten über sprachliche Gegenstände häufig so unfruchtbar und ergebnislos verlaufen, so sehe ich den Hauptgrund dafür eben in dem Mangel an einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtungsweise.

Für die zweite Auflage ist das Büchlein einer gründlichen Durchsicht und Besserung unterzogen worden. Den Raum, den die Berücksichtigung der Sprachbewegung während des Krieges erforderte, habe ich fast ausschließlich durch stilistische Kürzungen gewonnen, so daß die neue Auflage bei gleichem Umfange nicht unbeträchtlich mehr bietet als die alte.

Flensburg, im September 1918.

W. Fischer.

Inhalt.

	Seite
Dorwort	3
I. Sprachentwicklung in der Gegenwart	5
1. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Hauptwort	6
2. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Zeitwort	13
3. Ansätze zur Weiterentwicklung im Wortschatz	18
4. Ansätze zur Weiterentwicklung im Satzbau	29
5. Ursachen der Sprachentwicklung	41
II. Sprachrichtigkeit	52
1. Mundart und Schriftsprache	53
2. Sprache und Logik	64
3. Sprachkritik	68
4. Lehnwörter, Fremdwörter, Fremdnamen	77
5. Sprachgebrauch	88
III. Sprache und Schrift	99
1. Sprechen wir, wie wir schreiben?	100
2. Verhältnis der Laute zu den Buchstaben	107
3. Unvollkommenheit unserer Schreibung	111
4. Deutsche Aussprache	119
5. Einfluß der Schrift auf die Aussprache	124
Einige empfehlenswerte Bücher	133

I. Sprachentwicklung in der Gegenwart.

Die Sprache, die unsre guten Schriftsteller schreiben, ist im wesentlichen im ganzen deutschen Sprachgebiet dieselbe. Trotz aller Stileigentümlichkeiten im einzelnen bedienen sie sich desselben Sprachstoffs, beobachten sie dieselben Regeln, die in unsern Wörterbüchern und Grammatiken verzeichnet sind. Alles, was diesem uns vertrauten Sprachbilde widerspricht — eine ungrammatische Fügung, eine veraltete Form, ein unbekanntes Wort —, das stört uns empfindlich, erscheint uns als undeutsch und falsch. So macht unsre Muttersprache leicht den Eindruck eines festgefügtten, nach einheitlichen, unveränderlichen Gesetzen errichteten und fertigen Gebäudes. Wir wissen jedoch, daß dieses Gebäude früher anders aussah als heute, daß unsre Vorfahren nicht so sprachen und schrieben wie wir. Die Sprache des 9. Jahrhunderts verstehen wir ohne besondere Studien fast gar nicht mehr, die des Nibelungenliedes nur sehr unvollkommen, selbst die Lutherbibel bietet sprachliche Schwierigkeiten, obwohl wir sie in stark erneuerter Fassung lesen. Das Deutsche hat sich eben wie alle andern Sprachen im Laufe der Zeit verändert, entwickelt, und dieser Begriff der Sprachentwicklung ist uns allen geläufig. Wir wissen z. B., daß zwischen dem Mittelhochdeutschen (Mhd.) und Neuhochdeutschen (Nhd.) bedeutende Unterschiede bestehen, im Klange, in der Gestalt der Formen, dem Bau der Sätze und im Wortschatz, und wir kommen gar nicht auf den Gedanken, etwa eine übliche Sprachform unsrer Zeit zu mißbilligen, nur weil sie nicht mehr lautet wie früher.

Für die Vergangenheit sind wir uns also über das Wesen der Sprachentwicklung klar. Vergewärtigen wir uns aber, daß unsre Sprache bisher auf keinem Gebiete völlig fest gewesen ist, sondern sich überall beständig gewandelt hat, so führt das

notwendig zu der Annahme, daß sie sich auch in Zukunft umgestalten werde, daß also unsre Nachkommen in 300 Jahren ein in vieler Hinsicht andres Deutsch sprechen werden als wir. Daraus folgt jedoch weiter, daß auch unser heutiges Sprachgut nicht in sich abgeschlossen und fertig sein kann, daß es sich sozusagen vor unsern Augen langsam umwandeln muß, und dieser Gedanke mutet uns seltsam an; denn wir haben anderseits in so hohem Maße das Bewußtsein, jede Sprachform, jede grammatische Regel sei scharf und sicher bestimmt, man könne in jedem Falle genau sagen, was richtig und was falsch ist, daß wir uns den gegenwärtigen Zustand als etwas Bewegliches, Unfestes nur schwer vorstellen können. Wir werden darüber Gewißheit erlangen, wenn wir untersuchen, ob sich in der Sprache unsrer Tage Ansätze zu einer Weiterentwicklung finden lassen. Wir sehen dabei von der schwierigen Besprechung lautlicher Wandlungen ab, worüber wir später noch ein Wort zu sagen haben werden, und beginnen sogleich mit den Formen; natürlich beschränken wir uns auf einige wichtige Fälle.

1. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Hauptwort.

Wie heißt es: auf dem Turme oder auf dem Turm? Wollen wir nicht ohne weiteres unsre persönliche Meinung als allein richtig hinstellen, so werden wir zugeben, daß in der gesprochenen wie in der geschriebnen Sprache beide Formen vorkommen. Woher stammt das Schwanken? Um in der Frage des Dativ-e zu möglichster Klarheit zu kommen, stellen wir zuerst fest, daß nicht jedes deutsche Hauptwort ein -e als Dativzeichen haben kann, sondern nur die starken männlichen und sächlichen wie Tag und Wort; also weder die schwachen männlichen (Knabe) noch die weiblichen (Maus, Frau). Aber selbst die starken Männlichen und Sächlichen nehmen es nicht alle, nämlich nicht die auf -el, -em, -en, -er, -chen und -lein, z. B. Himmel, Atem, Boden, Jäger, Kindchen, Mägdelein; bei den übrigen tritt es ursprünglich regelmäßig auf. Schon bei Luther, bei Kant, Jean Paul, Kleist jedoch findet sich der Abfall des Dativ-e so häufig, daß z. T. die Zahl der endungslosen Dative überwiegt; selbst bei Schriftstellern, die es mit der

größten Regelmäßigkeit anwenden, wie Lessing und Brentano, siegt in einigen Fällen das natürliche Sprachgefühl über eine in ihrer vollen Strenge schon als künstlich empfundne Regel, und das =e bleibt weg. Man greife zu einem beliebigen Verfasser der Gegenwart und untersuche auf ein paar Seiten alle e-fähigen Dative: bei keinem werden sie alle die Endung haben. In den Gebieten, wo die Mundart das =e noch aufweist, beginnt man es in der guten Umgangssprache schon als etwas unfein zu empfinden, wenn man hört: beim Kaufmanne, am Bette, im Scherze — beim Kaufmann, am Bett, im Scherz klingt feiner; das noch seltner: zu Haus, scheint doch schon vornehmer als das gewöhnliche: zu Hause. Die Überzeugung, daß eine Form feiner klinge als eine andre, ist nicht ohne Bedeutung für den Sprachgebrauch und mag auch in diesem Falle ihren Einfluß üben.

In ganzen läßt sich über den heutigen Gebrauch etwa folgendes sagen: bei Fremdwörtern (Offizier, Atlas, Sport), in Verbindungen ohne Geschlechtswort (ein Mann von Wort, von Haus zu Haus, in Busch und Strauch, aus Stein, arm an Geld), in mehrsilbigen Wörtern, besonders wenn die erste betont ist (Amtmann, Landrat, Mittelpunkt), tritt das Dativ-e besonders stark zurück; in einsilbigen Wörtern ist nur bei vokalischem Auslaut (Ei, See, aber auch Gott) der Abfall das übliche, im allgemeinen jedoch (Mann, Tisch, Kind) hält sich die Endung besser; in einzelnen festen Verbindungen mit den Vorwörtern zu und bei endlich (zu Felde ziehen, zu Rate gehn, zu Berge stehn, bei Hofe, beileibe nicht) wird sie regelmäßig gebraucht. Es stehen sich also häufig gegenüber: ich war beim Amtmann, beim Landrat, und: ich sprach mit dem Manne, ich folgte seinem Rate. Rücksichten auf den Tonfall spielen im Satzzusammenhang eine bedeutende Rolle: man vermeidet gern das Zusammentreffen zweier hochbetonter Silben und sagt daher meist nicht: einem Kind darf man das verzeihen, sondern: einem Kinde; wohl aber: zum Kaufmann geh' ich nicht; aus demselben Grunde, und um eine Häufung von Mitlauten zu vermeiden, nicht: zu Berg stehn, sondern: zu Berge. Auch der Anlaut des folgenden Wortes kommt in Betracht; vor Selbstlauten fällt das =e leichter: auf dem Tisch im Eßzimmer. Feste Regeln lassen sich jedoch nicht erkennen, auch verhalten sich die verschiedenen Teile des Sprachgebiets ver-

schieden — sicher ist nur, daß niemand mehr das Dativ-e in allen Fällen gebraucht, wo es möglich wäre, und daß es in kaum einem Falle unbedingt antreten muß; oft ist also beides möglich, und wir erkennen, daß wir hier in einer Entwicklung mitten drinstehen.

Eine entsprechende Erscheinung ist im Wesfall der Einzahl derselben starken Männlichen und Sächlichen zu beobachten, wo gleichfalls das e der Endung vielfach schwindet; man vergleiche: Schazes, Fassas, Tisches, Berges, Turmes, niemals Schaks, Faks (wegen des -s des Stammes), bisweilen Tischs, Bergs und etwas häufiger Turms; meist Zimmermanns, fast stets Offiziers, Königs Rock, ausnahmslos Himmels, Schreibers. Doch erregt dieser Fall nicht die gleiche Aufmerksamkeit wie der erste, die Endung wird hier ja nur verkürzt, nicht unterdrückt.

So stehen gegenwärtig zwei alte Fallendungen in Gefahr zu verkümmern. Unser erstes Gefühl bei dieser Wahrnehmung ist das des Bedauerns. Ein Blick in die Vergangenheit der Sprache zeigt freilich, daß es sich dabei um keine neue oder vereinzelte Entwicklung handelt. Bei den erwähnten Endungen -el, -em, -en, -er, -chen, -lein gibt schon das Mhd. allmählich das e auf, so daß Formen wie Dogele(s), Reitere(s), Kindleine(s) heute unmöglich sind, und diese Bewegung geht offenbar weiter. Von welchem Gesichtspunkt wir sie betrachten, immer lassen sich in der Sprachgeschichte ähnliche Vorgänge finden. Fassen wir das Schwinden der Dativendung einfach als Abfall eines auslautenden e, so ist dieselbe Erscheinung auch früher vielfach eingetreten, besonders nach einer schwachbetonten NebenSilbe und nach einem einsilbigen Stamm. Mhd. heißt es noch: herzoge, vischære, gelücke, narre, dicke; der Schwund dieses -e schreitet in der Schriftsprache auch jetzt weiter, man denke an Stirn(e), Fint(e), Tür(e), Gemüt(e), Hir.(e), eng e), gern(e), mild(e), gering(e), fest(e), bald(e), wo die längern Formen z. T. schon veraltet sind.

Das Zurücktreteten des Dativ-e ist auch dann nichts Ungewöhnliches, wenn wir es als Aufgeben einer unterscheidenden Fallendung ansehen. Der älteste Zustand war, daß jeder einzelne Fall der Einzahl und Mehrzahl, und es gab früher noch einige mehr als heute, eine besondere Endung hatte; dieser Zustand ist schon im Althochdeutschen (Ahd.) nicht mehr völlig bewahrt

und in der Entwicklung bis auf unsre Zeit beständig weiter vereinfacht worden: die germanische Betonung der Stammsilbe führt zu Verfürzung und Ausfall der Endung. Das gänzliche Verschwinden des Dativ-e, wovon heute noch keine Rede sein kann, würde nur einen weitem Schritt auf diesem Wege bedeuten. Ein Verlust an Wohlklang ist dabei nicht zu befürchten, auslautende e finden sich im Deutschen ja häufig genug; wohl viele der Wemfall der starken Männlichen und Sächlichen endgültig mit dem Werfall und Wenfall zusammen, aber das sind wir bei vielen andern Hauptwörtern längst gewöhnt, und die Geschlechtswörter dem und einem würden ihn noch deutlich unterscheiden. In anderer Hinsicht wäre der Verlust sogar ein Gewinn, da das Mehrzahl-e (Tische, Berge) größere Kraft gewänne und deutlicher als Mehrzahlzeichen hervorträte; die Unterscheidung zwischen Mehrzahl und Einzahl aber ist wichtiger als die zwischen verschiedenen Fällen der Einzahl.

Auch für eine solche Ausgleichung innerhalb einer Zahl und Beschränkung eines wichtigen Merkmals auf die Mehrzahl bietet die Sprachgeschichte Beispiele. So ist in der Zusammensetzung Gänsefüßchen der erste Bestandteil nicht Mehrzahl, wie wir geneigt sind anzunehmen, sondern der alte Wesfall der Einzahl. Die weiblichen Hauptwörter der i-Biegung hatten im Wesfall und Wemfall der Einzahl die Endung -i, die Umlaut bewirkte; im Ahd. lauteten also Werfall und Wenfall gans, Wesfall und Wemfall aber gensi. Ebenso steckt in Bräutigam (= Mann der Braut) der Wesfall der Einzahl von Braut; eine entsprechende Form von Hand, und zwar der Wemfall der Einzahl, liegt vor in behende (= bei der Hand). Der Umlaut, das wichtigste Unterscheidungsmerkmal innerhalb dieser Klasse, fand sich also nicht nur wie noch heute in der Mehrzahl, sondern auch in zwei Fällen der Einzahl: bereits mhd. beginnt die Beseitigung dieser unzuweckmäßigen Verteilung, der Umlaut wird auf die Mehrzahl beschränkt, die sich dadurch scharf von der Einzahl abhebt. Andererseits werden einzelne umlautlose Mehrzahlformen beseitigt: an solche Formen der Worte Nacht und Hand erinnern noch Weihnachtsen (mhd. ze den wihen nachten, in den geweihten, heiligen Nächten), vorhanden, abhanden (vor den Händen, ab den Händen) und allerhand (Wesfall der Mehrzahl).

Da der Umlaut nun eine vortreffliche Kennzeichnung der Mehrzahl darstellt, so ist es kein Wunder, wenn wir auch in der heutigen Sprache das Auftreten neuer umgelauteter Mehrzahlen entdecken, so Täg(e), Ärm(e), Rähmen, Bögen, Hämmer, Däcse, Mägen, Bröte, Kästen, Hämmer, Böden, Böte, Läden, auch bei Fremdwörtern: Pastöre, Generäle, Admiräle, Korporäle, Tenöre, Fräcke. Viele solcher Formen sind ausschließlich mundartlich, andre dringen allmählich in die Schriftsprache ein. In ganz derselben Weise haben schon früher zahlreiche Wörter den Umlaut in der Mehrzahl angenommen, bei denen er ursprünglich nicht berechtigt war, besonders solche, deren Mehrzahl sich sonst von der Einzahl nicht unterschiede; dahin gehören Väter, Mütter, Höfe (vgl. Namen wie Osthofen), Nägel, Schnäbel, Vögel, Fäden und viele andre; die meisten dieser Bildungen sind also genau so zu verstehn wie Hämmer, Mägen und die oberdeutschen Täg und Ärm. Einige Wörter nichtdeutschen Ursprungs, die jetzt stets Umlaut haben, sind Plan, Altar, Kanal, Thor, Paß, Papst, Bischof, Abt, Propst.

Auch die Endung =er bewirkt Umlaut, und auch sie dringt von alters her vor. Sie fand sich ursprünglich nur bei einigen Sächlichen, nämlich bei Lamm, Kalb, Huhn, Kind, Ei, Blatt, Reis und war eigentlich nichts als ein Teil des Stammes, der nur in der Mehrzahl erhalten blieb und daher als Endung erschien. Sonst war der Werfall der Mehrzahl der starken Sächlichen endungslos; noch bei Goethe heißt es: drei arme Kind, bei Storm in altertümelndem Stil: gute Kind, böse Kind, und wir sagen noch immer: zwei Lot Kaffee, drei Pfund Zucker, ja sogar auf Männliche hat sich dieser Gebrauch ausgedehnt: zehn Fuß. Allmählich griff die Endung =er um sich und erschien bei andern Sächlichen, so daß oft Doppelformen mit feinen Bedeutungsunterschieden entstanden: Worte, Wörter; Lande, Länder; Tale, Täler; Bande, Bänder; Tuche, Tücher; Denkmale, Denkmäler; Lichte, Lichter; Gesichte, Gesichter; Schilde, Schilder. Es ist bezeichnend für die Lebenskraft der jüngern Endung, daß die Formen auf =er meist die üblichern und volkstümlichern sind. Auch auf Männliche hat sich =er ausgedehnt, so auf Mann (die älteste Mehrzahl hatte keine Endung: alle Mann; auch eine schwache Form Mannen ist gebildet worden), Wald, Ort (neben

älterm Orte), Geist, Leib und die Hauptwörter auf -tum, bei denen das männliche Geschlecht meist durch das sächliche verdrängt worden ist: Reichtum, Irrtum, aber Heiligtum, Besitztum, Bistum. An ältere Bildungen ohne -er erinnern Nordhausen, Unterwalden und das formelhafte: zu Häupten. So begreifen wir, daß in der lebendigen Sprache und besonders in mundartlicher Sprechweise diese Entwicklung weitergeht: hierher gehören die Mehrzahlen Geschäfte, Stöcker, Rösser, Blumensträucher, Flecker, Billetter. Wird Balg als Scheltwort für Kind gebraucht, so bildet es gewöhnlich die Form Bälger; Dinger, das schon bei Luther und den Klassikern belegt ist, ist im verächtlichen Sinne in der Umgangssprache ganz üblich; das scherzhafte Geschmäcker ist häufiger als Geschmäcke; die seltne Mehrzahl von Mund lautet öfter Münder als Münde; das noch von Wustmann scharf bekämpfte Gehälter ist als Mehrzahl des sächlichen Hauptworts Gehalt siegreich in die Schriftsprache eingedrungen.

Bei der schwachen Abwandlung (Knabe, Frau) hat sich -en als Mehrzahlendung herausgebildet. Bei den Männlichen ist es freilich zugleich Endung aller Fälle der Einzahl mit Ausnahme des Werfalls, und so war es früher auch bei den Weiblichen; die Formen: auf seiten, an der Seiten, zungenfertig, Sonnenlicht, Frauenkirche zeigen das. Nach Beseitigung des -n in der Einzahl erschien es, besonders bei den Weiblichen, um so deutlicher als Mehrzahlendung und breitete sich weiter aus, sogar auf einige starke Wörter: der Name Siebenbürgen zeigt uns, daß Burg früher stark war und die Mehrzahl Bürge bildete; wenn wir heute vielfach hören: den Held, den Hirt, so hat sich darin die alte starke Beugung erhalten, die Mehrzahl lautete Helde, Hirte. Die Formen heidnisch (eigentlich heidenisch), Heidentum und Christentum deuten auf älteres: der heiden, der kristen, die Ableitung waffnen (eigentlich wäfenen) auf ein früheres, gleichfalls starkes wäfen: ein gute Wehr und Waffen (das Wort war sächlich). In all diesen Fällen erschien das -n als Mehrzahlzeichen, und so wurde eine neue Einzahl: der Heide, der Kriste (heute Christ) und mit Geschlechtswechsel: die Waffe gebildet, wodurch sich nun Mehrzahl und Einzahl deutlich voneinander abhoben. In diesem Zusammenhange sind unsre heutigen Mehrzahlformen Pantoffeln und Stiefeln zu verstehn, die

übrigens schon im 16. Jahrhundert belegt sind: nur durch die Endung =n wird eine Unterscheidung zwischen Mehrzahl und Einzahl erreicht, daher werden sich diese Bildungen trotz aller Bekämpfung voraussichtlich ebenso durchsetzen wie früher viele andre, die wir heute unbedenklich gebrauchen. Neben der gewöhnlichen Form Stücke erscheint Stücken nicht ganz selten, neben dem ältern Forste sehr häufig das jüngere Forsten, auch Spargeln, Ziegeln, Möbeln, Flügeln kommen vor; das neuere Wort Motor schwankt in der Mehrzahl gleichfalls zwischen =e und =en, je nachdem es sich als Motor an Meteor, Kontor oder als Mótör an die stärkere Gruppe Doktor, Autor, Lektor anschließt; doch macht die Form Motoren offenbar Fortschritte.

Aus dem Niederdeutschen dringt auch =s als Mehrzahlendung ein, das sich ja außerdem in zahlreichen Fremdwörtern (Sautouils, Champions, Bonbons) findet: so bildet man Haffs, Docks, Decks, Lecks, Knicks. Sehr gebräuchlich geworden ist es in dem Worte Junge: in Norddeutschland wenigstens klingt die Anrede: „Jungen“ fast geziert gegenüber dem herzlichen: „Jung(en)s“. Auch die Formen Fräuleins, Mädels, Kerls, Bengels, Lämmels sind in ungezwungner Sprache häufig. Vielsach wird es als bequemes Mittel zur Bezeichnung der Mehrzahl verwandt, wenn diese sonst der Einzahl gleichlautet, wie bei den meisten der eben genannten Wörter, oder wenn sich nicht gleich ein anderer Ausweg zeigen will, so bei Hochs und Tiefs, Hurras, Eingesandts, Wenns und Abers. Derselbe Grund liegt vor bei Eigennamen: die drei Müllers, zehn Liebknechts, wobei auch die allgemein gebrauchten Formen Müllers, Pastors von Einfluß gewesen sind, die für Mehrzahlen gehalten werden, in Wirklichkeit aber erstarrte Wesfälle sind. Andererseits zeigt die Sprache bei starker Eindeutigung eines Fremdworts einen fortschreitenden Verzicht auf diese Mehrzahlbildung: niemand sagt mehr Offiziers, Generals, Sekretärs; für Ballons und Tons (eine Engländerei, Tonne ist schon ahd.) brauchen unsre amtlichen Berichte Ballone und Tonnen; bei dem neuen Wort Film ist die s-Form viell.icht schon überwunden. So darf man bezweifeln, ob diese wohl in keinem Falle allein gebräuchliche und nötige Bildungsweise weitere Fortschritte machen wird.

2. Anfänge zur Weiterentwicklung beim Zeitwort.

Auch das Zeitwort steht nicht still. Im ersten Augenblick könnten wir wohl meinen, hier sei alles genau festgelegt; die Vergangenheit von **geben** und **malen** z. B. kann durchaus nicht anders lauten als **gab** und **malte**, und ebenso sicher scheint es überall zu sein. Wie heißt aber dieselbe Form von **baden**? Der Leser stutzt einen Augenblick, dann sagt er wahrscheinlich: **buk**. Aber er hat dann eben eine schnelle Entscheidung getroffen, denn er weiß genau, daß auch **badte** vorkommt. Das jüngere Geschlecht braucht meist diese schwache Form, die in vielen Mundarten allein gilt. Doch auch wer entschieden für **buk** eintritt, wird nicht mehr ausschließlich sagen: **ich möchte, du büdest**; wer an dieser Form festhält, weil er sie als allein richtig ansieht, der hat das Bewußtsein, sich einer gelehrten Bildung zu bedienen, die im täglichen Leben geziert, beinahe lächerlich wirkt; wenigstens gilt dies für den größten Teil unsres Vaterlandes. Also die starke Möglichkeitsform ist aus der Umgangssprache fast verschwunden und wird durch das schwache **badte** oder eine Umschreibung: **würde baden, ersezt**. Für die Wirklichkeitsform kommen noch beide Weisen vor, doch überwiegt **badte** in der gesprochenen Sprache und wird sich wahrscheinlich durchsetzen. Aber weiter. Wie heißt es: die Mutter **bäkt** oder **badt** Kuchen? Es ist schwer zu sagen, welche Form üblicher ist. Ich sage nur **bäkt** und glaube, daß diese starke Form noch gebräuchlicher ist als die schwache. Wie steht es endlich mit dem Mittelwort? **Gebaden** oder **gebadt**? Hier zögern wir nicht, wir sagen **gebaden**. Und doch wird das den Ältern abscheulich klingende **gebadt** von dem aufwachsenden Geschlecht, auch gebildeter Kreise, nicht selten schon gebildet, angebadt sogar ziemlich häufig. Immerhin ist **gebaden** noch fest und in der guten Sprache allein üblich.

Wir beobachten also, wie das starke Zeitwort **baden** in der Entwicklung zu einem schwachen begriffen ist. Die starke Möglichkeitsform ist im Absterben, die starke Wirklichkeitsform der Vergangenheit im Unterliegen; etwas besser steht es noch mit den starken Bildungen der 2. und 3. Person der Einzahl der Gegenwart, und das Mittelwort ist noch sicher

stark. Daß die Entwicklung grade so geht, ist begreiflich. Der Laut a kommt in der Nennform, den meisten Personen der Gegenwart, in der Befehlsform (z. B. in dem viel gesungenen Kinderreim: backe, backe Kuchen) und im Mittelwort vor, er erscheint als der bei diesem Zeitwort regelmäßige. Die stärkste Abweichung ist der Schritt vom a zum u und ü; so stellt sich leicht die nach dem Muster der schwachen Zeitwörter gebildete Form backte für die seltne Möglichkeitsform, dann auch für die Wirklichkeitsform ein; in vielen Mundarten wird übrigens die Vergangenheit gar nicht gebraucht. Der Umlaut des a zu ä dagegen ist eine so häufige Erscheinung, daß sich bäckst und bäckt widerstandsfähiger erweisen. Das Mittelwort aber wird am wenigsten angegriffen, da es schon das a hat und die Endung -en sich gleichmäßig bei allen starken Zeitwörtern findet. Für den ganzen Vorgang ist wesentlich, daß das Wort backen vorwiegend im Hause und viel weniger literarisch gebraucht wird als die andern Zeitwörter dieser Klasse (tragen, schlagen).

Die Entwicklung, die sich hier vor unsern Augen abspielt, ist einigermaßen abgeschlossen in den ursprünglich starken Zeitwörtern mahlen, salzen, spalten, die heute nur noch das Mittelwort stark bilden; von salzen und spalten kommt auch die schwache Form vor: gesalzt, gespaltet. Melken wird vielfach schon ganz schwach gebeugt; die Gegenwart stets: melkst und melkt, statt: milkst und milkt; die starke Vergangenheit molk ist noch bekannt und das Mittelwort gemolken durchaus lebendig. Noch fester sind die starken Formen von hauen: hieb und gehauen, nur du häuſt, er häut sind schriftsprachlich bereits unmöglich. Für die Vergangenheit wird schon häufig haute gebraucht, manchmal vermeiden wir beide Bildungen; wir sagen noch: Holz hauen, aber nie: er hieb, selten: er haute, meist: er hackte Holz; ebenso: er hat Holz gehackt, statt: gehauen. Die Zusammensetzung verhauen, sowohl wenn sie prügeln als wenn sie sich versehen bedeutet, bildet die Vergangenheit nur schwach: verhaute. Im Mittelwort treten gehaut und verhaut erst selten auf. Auch sprießen, klimmen, schrauben sind im Übergang zur schwachen Beugung begriffen. Eigentümlich verhalten sich hängen und hängen. Das starke hängen ist in der Gegenwartsform fast völlig mit dem schwachen hängen zusammen-

gefallen; wir sagen meist: die Bilder hängen an der Wand, nicht hängen. In der Vergangenheit und im Mittelwort trennen wir gewöhnlich: es hing, hat gehangen; ich hängte es auf, habe es aufgehängt; doch kommen Vermischungen vor; besonders tritt hing, das an ging und fing starke Stützen hat, häufig für hängte ein (bei Schiller, Goethe, Mörike, Keller, Storm, Henke).

Eine solche Richtung, daß also schwache Zeitwörter zu den starken hinneigen, zeigt die Entwicklung seltner; so schwanken gegenwärtig fragen und laden. In der norddeutschen Umgangssprache und bei vielen Dichtern (Frenst, Fontane, Storm, Jensen) finden sich die starken Formen frug, fragst, fragt, die beiden letzten auch süddeutsch; sie sind nach dem Muster von schlagen und tragen gebildet und trotz schärfster Bekämpfung nicht endgültig beseitigt. In laden sind zwei ganz verschiedene Zeitwörter zusammengefallen, ein starkes mit der Bedeutung aufladen und ein schwaches, das einladen hieß, also: er lädt, lud das Korn auf das Schiff, hat es aufgeladen; aber: er ladet, ladete, hat mich eingeladen. Heute ist in Vergangenheit und Mittelwort die starke Form fast alleinherrschend: ich lud, habe ihn eingeladen; nur in der Gegenwart stehen ladest, ladet noch neben lädst und lädt, wenn auch ohne sorgfältige Trennung nach der ursprünglichen Bedeutung. Von fassen und kaufen erscheinen nach dem Vorbild von lassen und laufen oft fäzt und käuft, doch ohne Aussicht, sich durchzusetzen; von winken bilden wir im Scherz zuweilen gewunken, nach sinken, trinken usw. Gegenseitige Beeinflussung der starken und schwachen Abwandlung zeigt sich auch in der zweiten Person der Einzahl der Befehlsform. Die starken Formen sind endungslos: gib, komm, laß, die schwachen gehen auf =e aus: sage, lebe, hole. Nun fanden sich früher manchmal starke mit =e: siehe, rufe, bleibe, heute hört man in der gesprochenen Sprache immer häufiger schwache ohne =e: sag' mal, leb' wohl, setz' dich. Endlich drängt sich bei den starken Zeitwörtern mit Wechsel zwischen e und i eine schwachgebildete Form ein, auch bei den besten Schriftstellern: schelte, verberge, spreche, vernehme, empfehle, trete.

Diese Vorgänge haben nichts Ungewöhnliches, auch in älterer Zeit sind starke und schwache Abwandlung nicht scharf getrennt geblieben. Die schwachen Zeitwörter überwiegen an

Zahl, und ihre Bildung ist so einfach, daß sie gegenüber der Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit bei den starken leicht gradezu als regelmäßig erscheinen; am deutlichsten hat diesen Eindruck der Deutsch lernende Ausländer. So sind zahlreiche unserer heutigen schwachen Zeitwörter noch im Mhd. stark gewesen, z. B. kneten (ging wie geben), ziemen (wie nehmen), bellen (helfen), hinken (binden), waten und nagen (graben), niesen (bieten), schalten und walten (halten); auch hier handelt es sich wie bei baden, hauen usw. meist nur um Wörter der Alltagssprache. Bei manchen erkennen wir den frühern Zustand noch an einzelnen Resten. So zeigt das dichterische gerochen (der fromme Dichter wird gerochen, Schiller), daß rächen einst stark war. Ebenso hat sich von pflegen das starke pflog, gepflogen (Gepflogenheit), von verhehlen unverhohlen, von entglimmen entglommen erhalten.

Dagegen war preisen früher schwach, woran das biblische: sie preiseten Gott, noch erinnert. Das ebenfalls schwache dingen ist im 17. Jahrhundert an singen, klingen angeglichen worden und heute wenigstens noch im Mittelwort stark: ein gedungener Mörder. Unserm starken Zeitwort verderben liegen zwei Wörter zugrunde, ein starkes zielloses (intransitives) und ein schwaches zielendes (transitives); man sagte also: der Apfel verdirbt, verdarb, ist verdorben, aber: er verderbt, verderbte, hat das Kind verderbt. So heißt es bei Schiller: der Zorn verderbt die Besten; jetzt hat das starke Wort die Aufgabe des schwachen mit übernommen und nur das fast veraltete Mittelwort verderbt weist noch auf die ursprüngliche Scheidung hin. Viel verwickelter liegen die Dinge bei schaffen. Das starke Zeitwort müßte eigentlich lauten: schöpfen, schuf, geschaffen, das schwache natürlich: schaffen, schaffte, geschafft. Zu dem starken ist aber die neue Nennform schaffen gebildet worden, und so sagen wir jetzt: schaffen, schuf, geschaffen. Da die 2. und 3. Person der Einzahl der Gegenwart unter dem Einfluß des schwachen Wortes ohne Umlaut gebildet werden (also nicht schäffst, schäfft), so besteht in der Nennform und der Gegenwart zwischen dem starken und schwachen Worte kein Unterschied mehr. Die alte Nennform schöpfen endlich ist nicht untergegangen, sondern hat sich zu einem selbständigen Zeitwort mit verengter Bedeutung entwickelt (Wasser, Atem schöpfen); ihre ursprüngliche Bedeutung ist be-

wahrt in Schöpfer und Schöpfung. Merkwürdig ist auch die Entwicklung von dünken; regelrecht wäre: mich dünkt, mich dauchte, es hat mich gedaucht. Statt der beiden letzten ist die Möglichkeitsform eingetreten: deuchte, gedeucht und hat sogar eine nicht ganz seltne Neubildung der Gegenwart hervorgerufen: mich deucht, wozu u. a. Schiller folgerichtig die Nennform deuchten stellt. Von der alten Nennform sind die neuen schwachen Formen dünkte, gedünkt gebildet worden.

An eine wichtige Wandlung auf dem Gebiete des Zeitworts werden wir erinnert, wenn wir beobachten, wie die Form ward immer mehr veraltet; aus der Umgangssprache ist sie verschwunden und wird nur noch in feierlicher Rede und in der Dichtung gebraucht. Ebenso treten Möglichkeitsformen wie hülfe, verdürbe, stürbe allmählich zurück. Diese alten Formen deuten darauf hin, daß früher beim starken Zeitwort Einzahl und Mehrzahl der Vergangenheit nicht den gleichen Selbstlaut hatten. Wir sagen: ich stieg, wir stiegen, ich half, wir halfen, ich wurde, wir wurden; Luther schreibt noch: ich steig, wir stiegen, ich half, wir hulfen, und auch wir sagen noch: ich sang, die Alten sungen, und bisweilen: ich ward, wir wurden. Dieser Wechsel ist gegen Ende des Mittelalters ausgeglichen worden, meist zugunsten der Mehrzahl, also: ich stieg, ich wurde; bisweilen hat die Einzahl gesiegt: wir halfen, wir sangen. Bei einigen Zeitwörtern haben sich die alten Formen hülfe, verdürbe, stürbe, (von dem frühern hulfen, verdurben, sturben) deshalb länger gehalten, weil ohne sie der Unterschied zwischen den Möglichkeitsformen der Gegenwart und der Vergangenheit verwischt würde, denn helfe, verderbe, sterbe fallen in der Aussprache mit hülfe, verdärbe, stärke zusammen; doch verlieren sie in der Umgangssprache immer mehr an Boden. Nur bei der Mehrzahl der Präterito-Präsentien, d. h. jener Zeitwörter, deren alte Vergangenheit (Präteritum) als Gegenwart (Präsens) dient, stehen die Selbstlaute von Einzahl und Mehrzahl noch heute in demselben oder einem ähnlichen Verhältnis wie einst bei den starken Zeitwörtern: ich weiß, wir wissen; kann, können; mag, mögen; muß, müssen; darf, dürfen. Der Umlaut in den Mehrzahlformen ist freilich nicht ursprünglich.

Diese Entwicklung, von der die Präterito-Präsentien eine Aus-

nahme machen, erscheint durchaus zweckmäßig: zwischen Einzahl und Mehrzahl derselben Zeit war eine Unterscheidung durch Ablaut überflüssig, zwischen Gegenwart und Vergangenheit aber sehr wesentlich; erst nachdem in der letztern ein einheitlicher von dem der Gegenwart verschiedner Selbstlaut durchgeführt worden war, wurde diese Lautverschiedenheit wirklich Mittel zur deutlichen Unterscheidung beider Zeiten. So ist im Laufe der Zeit selbst bei einigen Präterito-Präsentien ausgeglichen worden, ja, sie sind schließlich schwache Zeitwörter geworden. Daß sollen einst zu ihnen gehörte, zeigt nur noch die Endungslosigkeit der Form soll (wie kann, mag; gegenüber sitze, sitzt, setze, setzt): bei taugen (mhd. ich touc, wir tugen, ich tochte) hat sich die Einzahl siegreich durchgesetzt; das Wort ist völlig schwach geworden, ebenso wie gönnen. In gleicher Weise ist es zu verstehn, wenn in mitteldeutschen Mundarten bei dürfen der Selbstlaut der Mehrzahl durchgeführt worden ist: darf, dürfen.

3. Ansätze zur Weiterentwicklung im Wortschatz.

Außerordentlich starke und schnelle Wandlungen vollziehen sich auf dem Gebiete des Wortschatzes. Vielsach sehen wir Wörter, die wir in derselben Form gebrauchen wie unsre Vorfahren, allmählich und fast unmerklich ihren Sinn ändern. Das Wort Bahn bedeutet ursprünglich eine geebnete Fläche, auf der sich etwas fortbewegen kann: Kegelbahn, Reitbahn, Eisenbahn, Flugbahn. Die Eisenbahn ist daher nichts anderes als die für den Schienenstrang gebahnte Fläche. Die Entwicklung geht dann so weiter, daß man darunter auch den über die Schienen rollenden Zug versteht. In beiden Bedeutungen wird nun sehr häufig das einfache Wort Bahn gebraucht: Die Bahn nach N. ist im Bau; ich saß in der Bahn. Oft empfinden wir es noch deutlich als Abkürzung von Eisenbahn, aber diese längere Form tritt in vielen Verbindungen zurück. Wir sagen noch mitunter: ich fahre mit der Eisenbahn, besonders wenn wir den Gegensatz zur elektrischen Bahn hervorheben wollen, fast immer Eisenbahnminister, Eisenbahnunfall, aber nie: ich gehe nach der Eisenbahn, sondern: nach der Bahn, wobei das ein-

fache Wort weiter für Bahnhof eintritt. Ebenso sagen wir nur Bahnhof, Bahnwärter, Bahnmeister, Kleinbahn, fast nur Staatsbahn. Vielfach stehen beide Formen nebeneinander, wobei die kürzere vordringt: (Eisen)bahnfahrt, -bauten, etwas mit der (Eisen)bahn schicken. Wenn endlich ein junger Mensch uns sagt, er wolle zur Bahn gehn, so verstehen wir darunter die Bahnverwaltung. Das seit mhd. Zeit belegte Wort Bahn hat also im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrere neue Bedeutungen angenommen, in denen es heute häufiger gebraucht wird als in der ursprünglichen.

Ähnlich ist die Entwicklung von Zug, dessen mannigfache Bedeutungen sich alle aus der des Ziehens erklären, und das heute sehr häufig für Eisenbahnzug gebraucht wird, auch in Zusammensetzungen wie Zugbeamter, Zugführer. Unter Rad verstehen wir in dem Satze: er hat ein Rad geschenkt bekommen, ohne weiteres ein Fahrrad, obwohl es viele Arten von Rädern gibt. Wenn wir dafür Fahrrad zwar kaum noch sagen (ausgenommen ist z. B. Fahrradhändler), aber doch sagen können, so ist die längere Form und eine andre Bedeutung unmöglich in den Weiterbildungen radeln und Radler. Einen neuen besondern Sinn haben auch bekommen Kraft (Kraftwagen, Kraftwerk), Strumpf und Birne (als Leuchtkörper). Das Wort Sommerzeit zaubert uns nicht mehr wie sonst das Bild warmer, sonnenfroher Tage vor Augen, es bedeutet fast nur die seit 1916 als Kriegsmaßnahme eingeführte Vorrückung der Uhr während der Sommermonate; und Hilfsdienst ist nicht mehr die seltne (nur in der Mehrzahl vorkommende) Bezeichnung für eine beliebige Aushilfstätigkeit, sondern der tagtäglich gebrauchte Ausdruck für die Ende desselben Jahres beschlossene Ergänzung der Wehrpflicht. Mancher Bedeutungswandel wird den Krieg kaum lange überdauern: draußen heißt in der an einen Soldaten gerichteten Frage: Waren Sie schon draußen? stets: im Felde, an der Front.

Anderseits treten alte Worte allmählich zurück. Antlig ist durch Gesicht verdrängt worden und hat sich nur in der feierlichen Sprache erhalten. So ist Kopf für Haupt eingetreten, die jüngern Bildungen Frühling und das mehr landwirtschaftliche Frühjahr für Lenz, Pferd für Roß, das ebenso wie

Gaul nur noch mundartlich zur Bezeichnung der Gattung verwendet wird. So ist auch das Wort Knabe offenbar im Rückgange. In der ältern Bedeutung Junggeselle ist es veraltet, und in der gewöhnlichen wird es nord- und mitteldeutsch durch Junge, süddeutsch durch Bub(e) zurückgedrängt; in der Umgangssprache klingt es schon etwas feierlich und weltfremd außer in scherzhaften Wendungen wie alter Knabe. Nicht anders ergeht es dem Worte Jüngling, das durch junger Mann, junger Mensch, junge Leute eingeschränkt wird und nur in der gehobnen Sprache, einzelnen Verbindungen wie Jünglingsverein und im Scherz noch üblich ist.

Die größern Anforderungen, die wir vom gesundheitlichen und schönheitlichen Standpunkt an unsre Wohnungen zu stellen pflegen, spiegeln sich in dem Geschick zweier Worte wider. Das Wort K a m m e r, alleinstehend heute fast stets im Sinne von Schlafraum gebraucht, wird immer mehr durch Stube verdrängt, das eigentlich einen heizbaren Raum bedeutet (vgl. engl. stove). Niemand will heute mehr in einer Kammer schlafen, sondern in einer Schlafstube: eine Wohnung, die aus drei Stuben und zwei Kammern besteht und noch vor kurzem so bezeichnet wurde, nennt sich jetzt 5-Stubenwohnung; auch die Mädchenkammer verschwindet. Doch die Stube wird ihres Sieges nicht recht froh, denn sie wird aufs stärkste von dem feinern Zimmer bedroht. Die gute Stube stirbt aus und wird zum besten Zimmer oder Empfangszimmer. Wohnstube und Schlafstube verwandeln sich in Wohn- und Schlafzimmer; die Dienstboten haben ihr Mädchenzimmer, und das Ganze heißt jetzt 5-Zimmerwohnung.

In der Stadt werden die Wege zwischen den Häusern breiter und schöner, und so weicht die Gasse vor der Straße schnell zurück, besonders in Nord- und Mitteldeutschland. Manche Städte gehen so weit, die bescheidnere alte Bezeichnung ganz zu entfernen, so daß selbst die winkligste und engste Gasse sich nun vornehm Straße nennt.

Besonders deutlich läßt sich diese Erscheinung gegenwärtig bei den fremden Bestandteilen unsres Wortschatzes beobachten. Der Kampf gegen überflüssige Fremdwörter, der schon in frühern Jahrhunderten wichtige Erfolge erzielt hat, ist seit der

Reichsgründung mit größtem Nachdruck wieder aufgenommen worden. Minister und Behörden haben zahlreiche Fremdlinge aus der Sprache ihres Faches entfernt, man denke nur an *poste restante*, *rekommandieren*, *Perron*, *Coupé*, *Premierlieutenant*, *Reveille*, und durch gute deutsche Wörter ersetzt. Diese Bewegung wird immer mächtiger, vornehmlich durch den wachsenden Einfluß des 1885 begründeten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, und ihre Ergebnisse sind überraschend groß. Immer wieder ist man erstaunt zu sehen, wie viele Wörter, die vor 20, 30 Jahren allgemein gebraucht wurden und für unentbehrlich galten, der heutigen Jugend schon unbekannt oder doch nicht mehr wirklich geläufig sind. Dahin gehören *Veloziped*, *Bicycle*, *Expropriation*, *kondolieren*, *animieren*, *Pincenez*, *Dictionnär*, *Exempel*, *Visite*, *Interview*, *Emanzipation*. Zahllose andre wie *Cousin*, *Billet*, *Statuten*, *Amusement*, *Terrain*, *Distanz*, *Redakteur*, *examinieren* weichen immer stärker vor dem deutschen Wort zurück.

Den stärksten Antrieb, den die Geschichte der Sprachreinigung kennt, hat der Ausbruch des Weltkrieges gebracht. Angesichts der ungeheuren Gefahr, die unserm Volkstum drohte, erwachte zum ersten Male das Sprachgewissen des ganzen Volkes. Stürmisch gab sich überall das Verlangen kund, der würdelosen Nachahmung der Sprachen haßerfüllter Gegner ein Ende zu machen. In den Straßen verschwanden fremdsprachliche Ladenschilder, Gasthöfe nahmen deutsche Namen an, jeder bemühte sich, in der Alltagsrede die auffälligsten Fremdlinge zu vermeiden, die Verwaltungen aller Art — Heer und Flotte, Schule, Post, Eisenbahn, Polizei- und Stadtbehörden — begannen tatkräftig an der Pflege der Muttersprache mitzuarbeiten. Seither ist an die Stelle überschäumender Begeisterung ruhige Besinnung getreten, und haben sich auch bald Gegenströmungen und selbst klägliche Rückfälle gezeigt, so sind die bleibenden Ergebnisse dieser machtvollen vaterländischen Regung doch beträchtlich. In allen Schichten des Volkes ist der Wille zum Deutschsprechen lebendig geworden, manche Lücke ist in den Reihen der Fremdwörter entstanden. Der nachhaltigste Einfluß geht wohl von der Amtssprache aus; noch immer wächst die Zahl der Behörden, die in oft mustergültiger Weise die Sprache ihres Geschäftsbereichs verdeutschten, und erst nach Jahren wird sich die Wirkung

dieser Arbeit völlig überschauen lassen. In der Umgangssprache richtete sich der allgemeine Unwille gegen kein Wort stärker als gegen adieu, das heute so gut wie ausgerottet ist; auch Pardon hört man nur noch selten, Bouillon, Delikatesse, Scharin, Serviette, Adresse treten allmählich zurück; daß der Gentleman seine Rolle ausgespielt hat, dafür hat Englands Verhalten im Kriege gesorgt. Immer zahlreichere Zeitungen und Theater verzichten auf Annoncen, Expedition, Abonnement, Regisseur, Repertoire. Invalide ist von den ersten Kriegsmonaten an, Konterbande seit Ende 1915, Konvoi durch unsre Admiralsstabsberichte seit Anfang 1917 zum alten Eisen geworfen. Im Reichstage gibt es kein Plenum, keine Kommissionen, keinen Seniorenkonvent mehr. Im amtlichen Verkehr werden vielfach abgeschafft: Konferenz, Formular, Pension, Amelioration, Amortisation, Remuneration, Tantieme, Dividende, Syndikat, fiskalisch, paritätisch, inspizieren, inventarisieren u. v. a.

Freilich dringen durch die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, durch die Umwandlungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und des Verkehrs beständig neue Fremdwörter ein, dazu viele, die nur leidiger Ausländerei ihr Aufkommen verdanken. Man denke an Automobil, Hangar, Garage, Panne, Film, Aviatik, Aeroplan und die unzähligen englischen Wörter aus dem Sportleben, wie Handicap, Steeplechase, Bobsleigh, fair. Fast alle wirklich gebräuchlichen aber sehen sich bald in einen heftigen Kampf mit einem neugebildeten deutschen Wort verwickelt, in dem sie voraussichtlich zumeist erliegen werden; so wird Streif durch das süddeutsche Ausstand bedrängt, Messenger Boy u. a. durch Eil- oder Blißbote, Dreadnought ist durch Großkampffschiff schon besiegt. Selbst anscheinend notwendige, wie Telephon, Photographie, Elektrizität, Automobil, Kinematograph werden vielfach ersetzt: Fernsprecher oder Fernruf, Lichtbild, Kraftwerk, Kraftwagen, Lichtspielbühne oder Lichtspiele sind schon übliche Wörter; statt früherer Militärvorlagen und Militärkonventionen hatten wir 1913 eine Wehrvorlage, sprachen wir 1918 von einem Waffenbund. Auch der Krieg hat, besonders in seinen letzten Jahren, einer Menge neuer oder in neuem Sinne gebrauchter Fremdwörter Einlaß verschafft, oft zugleich mit ihrer deutschen Entsprechung: rationieren, reklamieren,

torpedieren, Tank, Annexionist, Desannexion, Refraktär, Referendum, Moral (der Truppen, vom frz. le moral), dazu Eintagsgebilden wie Defaitist, Jusquaboutist, Knockout, Sowjet.

Bei der außerordentlichen Bildsamkeit unsrer Muttersprache läßt sich für jeden neuen Begriff ein treffendes und anschauliches Wort finden, ohne daß wir zu Fremdwörtern zu greifen brauchen. Solche schöne Neubildungen sind: Umwelt (seit 1800, aber erst später als Verdeutschung von Milieu gebräuchlich geworden), Kindergarten (seit 1840), Wettbewerb (schon oft zu Bewerb gekürzt: Wasserflugbewerb), Weltmarkt, Aussperrung, Haftpflicht, völkisch, drahten, zwischen- und überstaatlich, Jugendpflege, Wandervogel, Flugzeug, Eindeder, Zweideder, sich einfliegen und zahllose andre. Manche Wörter, wie Herdentier, Übermensch, Jugendstil, Heimatkunst, bodenständig, Zukunftsstaat, zielbewußt, Scharfmacher, Dampfwalze, Verständigungsriede, Hungerriede, Selbstbestimmungsrecht der Völker, finden als Schlagwörter, andre, wie tadellos, blendend, restlos, andauernd, ausgeschlossen, wonnig, abgründig, richtiggehend, auslösen, tief schürfen, sich auswachsen, sich einstellen auf, bedingen, zeitigen, Auswirkung, Ausmaß, Wertung, als Modewörter eine besonders schnelle Verbreitung. Sie können der Sprache schon lange angehören, ehe sie eine solche Färbung annehmen, sie können bald wieder verschwinden, aber auch zu dauerndem Besitz werden, nachdem sie den Anschein des Aufdringlichen und Gewollten verloren haben. — Auf diesem Gebiete der Wortschöpfung hat der Krieg seine Wirkung am erstaunlichsten gezeigt. Gegenwärtig, im 5. Kriegsjahre, gebrauchen wir jeden Tag mit der größten Selbstverständlichkeit wenigstens 20—30 Worte, von denen wir im Juli 1914 kein einziges kannten oder verstanden hätten. Zu den Hunderten sprachlicher Kriegskinder gehören: die Feldgrauen, Stellungskrieg, Trommelfeuer, Sperrfeuer, Feuerüberfall, Ausbläser, Trichterstellung, Flammenwerfer, Gasangriff, Großkampftag, Stoßtrupp, sturmreif, Sturmwelle, Luftstoß, Einnebelung; aus der Luftfahrt: Offizierflieger, Kampfgeschwader, Jagdstaffel, Luftangriff, Luftsieg, mit Bomben belegen, Abwehrfeuer; aus dem Seekrieg: morfen, Bannware (schon bei Campe, erst seit 1915 plötzlich bekannt geworden), Geleitzug, Sperrgebiet, U-Boot-Jäger, U-Boot-Falle, Suchleine; aus der Volkswirtschaft: Brot-

karte, Zuschußkarte, Schwerarbeiter, Süßstoff, Feinseife, Ersatz (Kaffee-, Ei- usw.), Bezugsschein, Kundenliste, Kettenhandel, Butter stehn, Selbstversorger, Frühdruschprämie, Seewehr, Jungmannen, Opfertag, Goldankaufsstelle, Mieteinigungsamt, Kohlenferien, Kriegsgewinnsteuer, Kleiderabgabe, Reichsbefleidungsstelle, Übergangswirtschaft, Steuerflucht, Laubheusammlung.

Auch aus dem unerschöpflichen Wortvorrat unserer Mundarten bereichert sich die Schriftsprache. Putz beruht auf einem schweizerischen, Schlager auf einem österreichischen Worte; das oberhessische und bayrische H u p e ist durch das Kraftfahrwesen gemeindeutsch geworden, das süddeutsche r o d e l n durch den Wintersport, das niederdeutsche B ö vorwiegend durch die Zeitungsmeldungen über Luftfahrt. Die l e ist in der Bedeutung Fußboden schriftsprachlich; die niederdeutsche Bedeutung Hausflur ist im Hochdeutschen zwar schon im 18. Jahrhundert belegt, dringt aber erst durch den Einfluß der neuzeitlichen Baukunst siegreich vor. Das Wort B u b e ist in Nord- und Mitteldeutschland nur in der Bedeutung Schurke üblich, hauptsächlich in Zusammensetzungen und Ableitungen (Bubenstück, Spitzbube, bübisch, Büberei), verbreitet sich aber vom Süden her als Modewort in der Form Bub oder Bubi seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit rasender Schnelligkeit bis in die entferntesten Winkel des Sprachgebiets, so daß es jetzt beinahe als Allerweltsname für den jüngsten Sohn der Familie erscheint.

Bei den immer zahlreicher werdenden Zusammensetzungen tritt eine neue Bildungsweise auf. Neben ältern Formen wie Waldhorn, Landvolk, Amtmann finden wir jüngere mit -s-, wie Waldesrand, Landestruer, Amtsrichter. Noch Luther schreibt Jahrtag, Jahrzeit, noch Goethe Jahrzahl. Hat das erste der beiden Glieder im Wesfall ein -s und liegt eine genetivische Fügung vor, so sind solche Bildungen nicht auffällig. Allmählich aber erscheinen nach dem Muster dieser häufigen s-Formen und unter niederdeutschem Einfluß auch Zusammensetzungen wie Bürgersmann, Freundeskreis, die man nicht genetivisch als Mann des Bürgers, Kreis des Freundes deuten kann; bei Hochzeitstag, Arbeitswilliger, Landungsplatz endlich ist ein -s im Wesfall gar nicht denkbar. In derartigen Fällen ist es denn auch nicht Genetivzeichen, sondern man hat es in immer stärkerem

Maße als Übergangs- oder Bindelaut empfunden, der zwei Worte zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft; als Binde-s konnte es dann im weitesten Umfange angewendet werden. Feste Regeln für sein Auftreten lassen sich nicht geben, kommen doch bei Zusammensetzungen mit demselben Worte beide Weisen vor: Glückwunsch, Rathaus, Windfang, aber Glücksfall, Ratsherr, Windeseile; sogar bei Übereinstimmung beider Glieder: Landmann und Landsmann, Landrat und Landesrat, Wassernot und Wassersnot, wobei sich Bedeutungsunterschiede herausgebildet haben. Doch läßt sich sagen, daß es bei ältern Bildungen meist fehlt, bei jüngern und besonders bei den in unsrer Zeit so häufigen längern Zusammensetzungen aber mit Vorliebe angewandt wird: Landrichter, aber Oberlandesgerichtsrat; Nachtlager, Weihnachtsabend; Standort, Vorstandswahl; U-Boot-Krieg, Unterseebootserfolge — und endlich, daß es offenbar weiter vordringt. Formen wie Geburtstag, Mietkaserne, ausnahmslos sind heute schon unmöglich. Daß dabei in vielen Fällen Schwanken herrscht, ist begreiflich, man vergleiche Rind(s)leder, inhalt(s)reich, einwand(s)frei, Schnellzug(s)verbindung, Heimat(s)pflege, Deck(s)aufbauten.

All diese Vorgänge, der Bedeutungswandel, das Zurücktreten alter Wörter und das Aufkommen neuer, sowie Änderungen in der Wortbildung, sind im Leben der Sprache gewöhnliche und natürliche Erscheinungen, die sich auch in früherer Zeit überall erkennen lassen. Daß Wörter ihre Bedeutung geändert haben, läßt sich oft innerhalb des heutigen Deutsch feststellen, weil in einzelnen Verbindungen der alte Sinn noch vorliegt oder wenigstens durchschimmert, freilich meist ohne daß wir uns des eingetretenen Bedeutungswandels bewußt sind. So scheint der Sinn des Wortes Mut ganz einfach und klar zu sein, es ist verwandt mit Kühnheit; wenn wir aber sagen: mir ist feierlich zumute, guten Mutes sein, wenn wir von Hochmut, Großmut, Wankelmüt reden, so zeigt sich darin die frühere, allgemeinere Bedeutung: Sinn. — Unter Leib verstehen wir heute meist den Unterleib, Bauch; bei der Gegenüberstellung von Leib und Seele aber, wenn es heißt: sein ganzer Leib war mit Narben bedeckt, meint man damit den Körper überhaupt; in Leibarzt, Leibwache und dem Ausdruck: seinem Leibe keinen

Rat wissen, bedeutet Leib sogar die ganze Person, und auf eine noch ältere Bedeutung weisen Leib und Leben, wie er leibt und lebt, beileibe nicht, sich entleiben, das Luthersche: nehmen sie den Leib, wo es nichts andres heißt als Leben (vgl. engl. life). Die Reihenfolge der Bedeutungen war also: Leben, Person, lebendiger Körper, Teil des Körpers.

Bisweilen geht die Entwicklung die wunderlichsten Wege. Kopf bedeutet ursprünglich ein Gefäß, besonders zum Trinken (vgl. engl. cup); daß man Hirnkopf in der Bedeutung Hirnschale bildete, ist begreiflich, und von hier ist der Schritt bis zu dem heutigen Sinne nicht mehr groß. So ist, wie erwähnt, das Wort schließlich an die Stelle des ältern Haupt getreten, das heute in seiner eigentlichen Bedeutung nur noch in der höhern Sprache gebraucht wird. Der alte Sinn des Wortes Kopf aber lebt noch in Tassenkopf und Schröpfkopf. Übrigens ist das französische tête ganz ähnlich aus testa Geschirr, Scherbe entstanden. — Bei dem alltäglichen Gebrauch der Sprache pflegen wir so wenig über sie nachzudenken, daß uns diese anziehenden Überreste kaum auffallen. Es fällt uns nicht auf, daß in Sachwalter, Widersacher, in den Ausdrücken: jemandes Sache führen, in Sachen des A gegen B, das Wort Sache eine von der üblichen abweichende Bedeutung hat, nämlich die ursprüngliche: gerichtlicher Streit (Streitsache, Rechtsache). Die ähnliche Grundbedeutung von Ding: gerichtliche Verhandlung, steckt in dingen = unterhandeln (daher Bedingung), verborgen in verteidigen, aus älterm tagedingen = gerichtlich verhandeln, und in dingfest machen = gerichtlich festnehmen. Man vergleiche dazu die aus der Zeitung bekannten skandinavischen Wörter Storthing und Folkething. Der Gang der Entwicklung von Sache und Ding ist also folgender gewesen: Gerichtsverhandlung, Verhandlung, Geschäft, Angelegenheit, Gegenstand. Entsprechend hat sich das französische chose aus causa Streitsache entwickelt.

Oft ist die alte Bedeutung noch ohne Mühe erkennbar; es ist einleuchtend, daß häßlich zu Haß gehört, also eigentlich feindselig heißt, daß begreifen (zu greifen) zunächst ganz sinnlich umfassen bedeutet, dann erst: mit dem Verstand erfassen, daß man unter erfahren: durch Fahren erreichen, verstanden hat, unter behandeln: mit der Hand bearbeiten, dann allgemein:

bearbeiten, sich beschäftigen mit — diese Dinge sind einleuchtend und liegen uns wegen des starken Bedeutungswandels doch so fern, daß sie unsrer Aufmerksamkeit gewöhnlich entgehen. So fühlen wir auch den Zusammenhang zwischen *schon* und *schön* nicht mehr: *schon* (ahd. *scōno*) ist das Umstandswort zu dem Beiwort *schön* (ahd. *scōni*), so daß der Satz: er ist schon angekleidet, hieß: er ist in schöner Weise angekleidet, in sorgfältiger, gehöriger Weise, vollständig, fertig, bereits. Daran schließt sich das Zeitwort *schonen*, eigentlich also: sorgfältig, behutsam verfahren.

Auch daß Wörter außer Gebrauch gekommen sind, läßt sich in der heutigen Sprache noch erkennen, weil manche sich in bestimmten Zusammensetzungen erhalten haben. Ein altes *wer* (Mann, lat. *vir*) steckt in *Werwolf* (in einen Wolf verwandelter Mensch), *Wergeld* (Buße für einen Erschlagenen) und ganz verborgen in *Welt*, ahd. *weralt*, aus *wer* und *alt*, *Alter*; das *r* liegt noch vor in dem englischen *world*. Zu *senden* gab es ein Hauptwort *sint*; davon stammt *Gesinde*, ursprünglich das Gefolge eines Fürsten bei einer Heerfahrt. *Frau*, mhd. *frouwe*, *Herrin*, gehört zu einem männlichen Wort *frō*, *Herr*, das sich in *Fronleihn* (Leihn des Herrn), *Frondienst*, *frönen* erhalten hat. *Vormund* und *Mündel* haben mit *Mund* nichts zu tun, sondern stammen von einem veralteten *munt* *Schutz*, das auch in *mundtot* (unfähig, seine Sache vor Gericht zu führen) enthalten ist.

Es kann uns nicht wundernehmen, daß diese vereinzelt überbleibsel alter Worte, da man sie nicht mehr verstand, bisweilen an ein andres Wort angelehnt und danach umgedeutet worden sind. So wird *mundtot* von unserm heutigen Sprachgefühl zu *Mund* gestellt, so erklären wir *Rübezahl* als den *Rübenzähler*, während der zweite Bestandteil in Wirklichkeit das Wort *Zagel* darstellt (engl. *tail*), das allmählich durch *Schwanz* ersetzt worden ist; *Rübezahl* ist also der *Rübenschwanz*, der untere Fortsatz der *Rübe*. Bei *Umland* begegnet das Wort *Wat*, so in *Klein-Roland*: vierfältig *Tuch* zur *Wat*. Das mhd. *wät* ist völlig ungebräuchlich geworden, der Dichter hat es künstlich wieder belebt; in der Zusammensetzung *linwät* aber erhielt es sich, und da es nicht mehr verstanden wurde, so lehnte man

es an Gewand an, und es wurde Leinwand daraus. Beispiel kommt nicht von Spiel, sondern enthält ein altes spel Erzählung, das sich noch im Englischen findet (spell und gospel, eigentlich godspell.) Das mhd. molte Staub, Erde, bildet den ersten Teil des Wortes moltwerf (der die Erde aufwirft); es wurde nach Maul umgebildet und lautet daher heute Maulwurf.

Einige alte Wörter haben zwar ihr selbständiges Leben eingebüßt, leisten der Sprache aber noch immer als Ableitungssilben wertvolle Dienste; so bedeutete -heit Zustand, -schaft Beschaffenheit, -tum Stand, Verhältnis, -bar tragend, -sam gleichartig; unser Wort Leiche, eigentlich: Leib, Körper (vgl. Leichdorn: Dorn im Körper), erscheint in unbetonter Form als -lich. Eine Weiterbildung von -heit ist -keit, es entstand in Fällen, wo diese Silbe an Beiwörter auf -ig, früher ec, antrat: ewecheit wird zu ewekeit, dann mit erneuter Anlehnung an das Beiwort zu Ewigkeit; später wird -keit auch gebraucht, wenn kein Beiwort auf -ig vorhanden ist: Lauterkeit; selbst -igkeit wird als zusammengehörige Bildung verwendet: Schnelligkeit. Andre Ableitungssilben treten zurück, besonders kürzere wie -e (Höhe, Breite, Tiefe, aber nur noch selten Schöne, Schmäle, Schnelle), und -t (Gift, Tracht zu geben, tragen).

Mit Hilfe der alten und neuen Ableitungssilben sind im Laufe der Zeit sehr viele neue Wörter gebildet, es sind unzählige Zusammensetzungen vorgenommen worden, und der Wortschatz hat eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Wie heute waren auch früher manche Neubildungen bestimmt, Fremdwörter zu ersetzen; dahin gehören aus alter Zeit Gemeinde, Beichte, Sonntag für communio, confessio, dies solis und aus späterer Lustwandeln, Wörterbuch, Augenblick, Jahrhundert, Schauspieler und Feldzug für spazieren, Lexikon, Moment, Säkulum, Akteur und Kampagne. Die Sprache ist zu allen Zeiten beschäftigt gewesen, fremde Bestandteile wieder auszuscheiden, und diese Verdeutschungsarbeit war dringend nötig, da aus vielen fremden Sprachen, besonders aber zu verschiedenen Malen aus dem Lateinischen und Französischen große Mengen ausländischer Wörter eindrangten. Was nicht ausgeschieden werden konnte, das wurde eingedeutscht, und zwar vielfach so gründlich, daß der fremde Ursprung nicht mehr zu erkennen ist; das gilt

besonders für früh aufgenommene Wörter, die durch die Volkssprache hindurchgegangen sind, wie Kaiser, Küche, Münze, Straße, opfern, Brief, schreiben (aus dem Lateinischen), fein, Preis, Harnisch, Tanz, fehlen, hurtig, Form (aus dem Französischen); wir nennen sie Lehnwörter. Spätere, mehr gelehrte und literarische Entlehnungen wie Pastor, Reformation, Infanterie, General, Konferenz, Examen, Komitee und zahllose andre erkennt man auf den ersten Blick als Fremdlinge.

Wie heute noch mundartliche Ausdrücke in die Schriftsprache aufgenommen werden, so galt ein beträchtlicher Teil unsres gegenwärtigen Wortschatzes früher nur in einem Teile des Sprachgebietes und wurde erst allmählich, besonders durch den Einfluß bedeutender Schriftsteller, gemeindeutsch. Es überrascht, darunter vieles uns völlig Vertraute zu finden. Viele Wörter der Lutherbibel waren in Oberdeutschland unbekannt oder nicht geläufig, so daß sie erklärt werden mußten, z. B. fühlen, gehorchen, Seuche, täuschen, Lippe, Träne, Kahn, Ufer, Hügel; dagegen stammen aus Oberdeutschland staunen, entsprechen, tagen, Unbill, Ahne, dumpf: sie erschienen bis ins 18. Jahrhundert hinein in Mittel- und Norddeutschland fremdartig; niederdeutsch sind Damm, Beute, Bauten, beschwichtigen, flott, düster, sacht.

Endlich gibt es eine kleine Zahl von Wörtern, die mit einiger Sicherheit als wirkliche Neuschöpfungen angesehen werden können; meist sind es Schallnachahmungen, wie knarren, knurren, pläzen, summen. Jedenfalls sehen wir, daß die Kraft, neue Wurzeln zu schaffen, auch der neuern Sprache noch nicht völlig abhanden gekommen ist.

4. Ansätze zur Weiterentwicklung im Satzbau.

Von den mannigfachen Bewegungen auf dem Gebiet des Satzbaues sei gleichfalls einiges angedeutet. Zunächst zeigt sich ein immer stärker werdendes Streben nach streng logischem Aufbau und sorgfältiger Verknüpfung der Sätze. Wir werden dies deutlich erkennen, wenn wir uns die Einfachheit und Ungezwungenheit des Satzbaues früherer Zeit vergegenwärtigen.

Wie noch heute Kinder in lauter nebeneinander gestellten

Hauptsätzen reden, so taten es unsre Vorfahren in der ältesten Zeit; eine Betrachtung der Wörtchen *das* und *daß*, deren Unterscheidung in der Schule soviel Schwierigkeiten zu machen pflegt, wird dies zeigen. Beide, das hinweisende Fürwort, das zugleich sächliches Geschlechtswort ist, und das Bindewort, sind ursprünglich ein und dasselbe (vgl. engl. *that*); nur wurde nach der verschiedenen Aufgabe, die das Wort im Satze zu erfüllen hatte, später zweierlei Schreibung eingeführt. Der Satz: Bedenke, daß du sterben mußt, bedeutete eigentlich: Bedenke das: Du mußt sterben; *das* gehörte also anfänglich in den Hauptsatz und hatte hinzeigende Bedeutung; eben weil es nun auf den folgenden Satz hinwies, wurde es allmählich in diesen hineingezogen und entwickelte sich zum Bindewort. Auch das bezügliche Fürwort ist eigentlich hinzeigend; aus: Er sah zwei Brüder, die warfen ihre Neze aus, wird: Er sah zwei Brüder, die ihre Neze auswarfen. Der Wemfall des hinzeigenden Fürworts, *dem*, hat sich erst im Nhd. in Verbindung mit Vorwörtern zum Bindewort entwickelt: indem, nachdem, seitdem, trotzdem; *das* letzte wird noch bekämpft. — Das Bindewort *weil* verrät seinen Zusammenhang mit dem Hauptwort *Weile* noch deutlich, es ist verkürzt aus *dieweil*; *diewile* hieß: die Zeit über, während dem. Dadurch daß man es zur Einleitung von Nebensätzen benutzte, wurde es zum Bindewort, zunächst mit der Bedeutung: solange als (vgl. das volkstümliche *dieweil*, *derweile* und engl. *while*.) Diesen Sinn hat es noch in dem Sprichwort: Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Daraus hat sich schließlich die heutige Bedeutung ergeben. Der eigentliche Sinn des Satzes: Er kam nicht, weil er zu arbeiten hatte, ist daher: Die Zeit über, wo er zu arbeiten hatte, kam er nicht; dann: Er kam nicht, solange er zu arbeiten hatte; endlich: Er kam nicht, da er zu arbeiten hatte. Wir erkennen daher, daß in der ältern Zeit der logische Zusammenhang zweier Sätze viel weniger bezeichnet wurde als heute. Daran erinnern auch die unabhängige Rede: Er bat mich: „Komm mit“, und Sätze der Umgangssprache wie: Er sah, es war zu spät; in dem Buche stehen viele Dinge, die sind gar nicht wahr. überhaupt steht unsre Umgangssprache dem ältern Satzbau viel näher als die Schriftsprache, die auf genaue Verknüpfung der Sätze so großen

Wert legt. So würden die oben besprochenen Sätze im Munde auch des gebildeten Deutschen oft lauten: Bedenke, du mußt sterben; er kam nicht, er hatte zu arbeiten.

Nicht nur weniger einfach wird der Satzbau in neuerer Zeit, er gibt auch in zunehmendem Maße mancherlei Freiheiten auf, deren er sich früher erfreute. Wo wir in der heutigen Sprache auf solche Fügungen aufmerksam werden, da pflegen wir uns ihrer nicht als schöner alter Spracheigentümlichkeiten zu freuen, sondern sie als unlogisch und fehlerhaft zu verwerfen. So mißbilligen wir jetzt die einst so häufige doppelte Verneinung. Aber noch Goethe sagt: Keine Lust von keiner Seite; im Tell steht: Verhüt es Gott, daß ich nicht Hilfe brauche; auch wir sagen noch: Ich habe dir doch verboten, daß du die Bücher nicht anrühren sollst! Ich habe ihn wiederholt gewarnt, die Brücke nicht zu betreten. Aus demselben Grunde, nämlich um der größern Deutlichkeit willen, wurde ein den Satz eröffnendes Wort gern wieder aufgenommen, so in der Bibel: Alles, was den lebendigen Odem hatte im Trocknen, das starb; in der Umgangssprache hört man sehr häufig: Mein Bruder, der sagte kein Wort.

Anderseits zeigte sich Ersparung: Da wurden ihrer beider Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackt waren; Keller schreibt: Nun nahm es ihn wunder, wie Ursula aussehen möge, und konnte doch keine andere Vorstellung gewinnen als diejenige des halben Kindes. Kühne Satzverschlingungen waren nicht selten: Den alten [Baum], sagte er, wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat (Goethe). Ein Relativsatz vertrat einen von einem Bindewort eingeleiteten: Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstünde (Goethe). Sehr oft vermissen wir Übereinstimmung in Zahl und Geschlecht, oder es wird das natürliche Geschlecht dem grammatischen vorgezogen. Wie wir heute noch sagen: Zuerst kam mein Vater und meine Mutter, so heißt es in der Bibel: Da nahm Sem und Japhet ein Kleid. Ferner: So hielt sich auch der Schmidt und seine Braut in Zucht und Ehren (Riehl); alles Leid und Schmerzen, in seiner Art und Wesen; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest; ganz vortrefflich spielte das gute Kind uns ihre Lektion vor (sämtlich bei Goethe).

Noch in der sorgfältigen Prosa seiner spätern Werke erlaubt sich Goethe wiederholt die heute so verpönten Mittelwortfügungen mit verschiedenem Satzgegenstand: Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmutige rasche Entschlossenheit. So sagt auch Keller: Seit zwei Tagen an den unheimlichen Zustand schon etwas gewöhnt, beschlich mich eine traurige Ungeduld; und Henze: Die nackten Steine [waren] rauh genug, um im Notfall daran emporzuklimmen. Über den Sinn kann in all diesen Fällen kein Zweifel obwalten. — Der Sprachfreund betrachtet die Zurückdrängung solcher alten Freiheiten mit Bedauern; es ist ihm jedoch ein Trost, daß sie in der Umgangssprache der Gebildeten und bei den besten Schriftstellern noch sehr viel häufiger vorkommen, als der strenge Grammatiker Wort haben möchte, daß sie also keineswegs völlig ausgerottet sind.

Wir wenden uns zu einigen besondern Erscheinungen. Deutlich läßt sich gegenwärtig ein Zurückweichen des Wesfalls erkennen; aus den Mundarten ist er bis auf wenige Reste verschwunden. In der Schriftsprache fällt zunächst auf, daß das =s der Endung bisweilen unterdrückt wird, besonders bei Fremdwörtern, Namen und Titeln. Wir sagen noch manchmal: die Bewohner des südlichen Frankreichs — niemals mehr mit Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Hauff betitelt ein Werk: Die Memoiren des Satan, man liest: mittels Dampftrahn, des Forum, des Dogma, des Doktor Schmidt, und ganz üblich ist das Weglassen des =s bei Monatsnamen: des Mai, des Oktober. Vielfach will man Namen und Titel recht deutlich als solche kennzeichnen und läßt sie unverändert: der Saal des Kolosseum, des Tivoli, die Angehörigen des Luftschiffbau Zeppelin, der militärische Mitarbeiter des Bund, sogar: Geschäftsstelle des „Verein gegen Armut und Bettelei“. Doch gehört diese Erscheinung vorwiegend der papiernen Sprache an. Auch die schwache Endung =en fällt mitunter: der Stil des Buchenglisch, der Befehl des Oberst.

Während hier der Wesfall nur seine Endung einbüßt, wird er oft überhaupt durch eine andre Fügung ersetzt. So finden sich Zusammensetzungen: Goethewort, Wagnerverehrer, statt: Wort Goethes, Verehrer Wagners. Viel gebräuchlicher ist eine andre

Bildung. Man sagte z. B.: Er hat meinem Bruder seine Mappe aufgemacht, wobei meinem Bruder auf die Frage wem? antwortete; dann faßte man meinem Bruder seine Mappe zusammen und konnte nun sagen: Nicht deine, meinem Bruder seine Mappe hat er aufgemacht, und auch: Meinem Bruder seine Mappe ist gestohlen worden. Diese Ersetzung des Wesfalls ist in der Umgangssprache überraschend häufig, die ältere Fügung: meines Bruders Mappe, oder: die Mappe meines Bruders, wird vielfach als steif empfunden. Wenn aber die volkstümliche Ausdrucksweise schon in der ungezwungenen Sprache oft auffällt und in der Schriftsprache stets als mundartliche Eigentümlichkeit erkannt und gemißbilligt wird, so stört uns eine andre Verdrängung des Wesfalls sehr viel weniger, und sie macht daher beständig Fortschritte, nämlich die durch ein Vorwort: ein Freund von meinem Vater; Reden von Bismarck und Worte vom alten Fritz (Traub); Verwaltung von Bad Ems; für: eine Schar tüchtiger Mitarbeiter, erscheint: von tüchtigen Mitarbeitern. Ja, wenn das allein den Wesfall anzeigende Beiwort fehlt, so ist das Vorwort sogar üblicher: eine Schar von Mitarbeitern. Oft freilich verzichtet man auf jegliche Bezeichnung des Wesfalls: eine Schar tüchtige Mitarbeiter; eine Herde dumme Statisten (Lessing), und in der Alltagsprache ist dies schon Regel: eine Menge schöne Äpfel.

Ein ähnlicher Vorgang ist bei einigen Beiwörtern und Zeitwörtern zu beobachten. Wir sagen kaum noch: Ich bin des langen Stehens nicht gewöhnt, sondern setzen den Wenfall oder das Vorwort an. Auch: ich bin der vielen Worte müde, klingt für die gesprochne Sprache schon fast zu hoch; noch heißt es: er wird seines Lebens nicht froh, sonst sagen wir meist: froh über. Auch nach bedürfen ist der Wesfall im Rückgange, gewöhnlich tritt dafür brauchen mit dem Wenfall ein; nach freuen setzen wir das Vorwort über öfter als den Wesfall.

Besonders lehrreich ist die Entwicklung bei wegen. Dieses Wort ist eigentlich Wemfall der Mehrzahl von Weg: von den Wegen meines Vaters; daraus wird: von meines Vaters Wegen oder von Wegen meines Vaters. So wird wegen zum Vorwort: meines Vaters wegen oder wegen meines Vaters. Seine Geschichte zeigt also deutlich, warum es den Wesfall nach sich hat;

auch die andern aus Hauptwörtern entstandnen Vorwörter wie statt, diesseits, jenseits, kraft, die Zusammensetzungen mit -halb regieren den Wesfall, während die echten Vorwörter (aus, bei, durch, für, an, auf usw.) den Wemfall oder Wenfall oder beide Fälle haben. Nun sind die mit dem Wesfall nicht annähernd so üblich und volkstümlich wie die eben genannten, die meisten gehören vorwiegend der Schriftsprache an; wegen ist wohl das gebräuchlichste von allen. So ist es begreiflich, daß es, einmal als wirkliches Vorwort empfunden, auch einen der Fälle annahm, den die echten Vorwörter verlangen, nämlich den Wemfall. Dieser ist jetzt in der ungezwungenen Umgangssprache nicht nur Süddeutschlands, wie man gewöhnlich sagt, sondern des ganzen Sprachgebietes häufiger als der Wesfall und kommt schon bei den Klassikern vor. Der Wemfall findet sich übrigens auch nach andern unechten Vorwörtern, besonders volkstümlichen: statt, laut, längs und während (das nicht ursprünglich Hauptwort, sondern Mittelwort der Gegenwart von wahren ist: währendes Krieges).

Die Zurückdrängung des Wesfalls ist keine Eigentümlichkeit der Sprache unsrer Tage. Manche erstarrte Ausdrucksweise deutet noch auf einen ausgedehntern Gebrauch dieses Falles in früherer Zeit. Wenn wir sagen: hier kann unseres Bleibens nicht länger sein, so ist der Wesfall durch das ihm folgende Wort „nicht“ bedingt; nicht war einst Hauptwort (vgl. zunichte machen, mitnichten) und hatte den Wesfall nach sich; bei Luther lesen wir: Sie wollten meines Rates nicht. Der frühere Wesfall nach viel (viel Volks) ist erhalten in: viel Wesens, Aufhebens machen. Voll süßen Weines, ein Bissen Brotes, ein wenig Wassers — all diese Wesfälle sind uns nicht mehr geläufig; wir bilden: des Morgens, des Abends, aber nicht mehr: des Males, der Weile. Eigner Herd ist Goldes wert, sagt das Sprichwort, auch in lobenswert, sehenswert, der Erwähnung wert, steckt noch der alte Wesfall, sonst heißt es jetzt, hauptsächlich bei Maßbestimmungen: Das ist Geld wert, einen Taler, keinen Schuß Pulver wert; auch: er ist dessen wert, sagen wir kaum noch, sondern: Er ist dessen würdig, oder: Er verdient es. Seltsam klinge: Er hat seiner Pflicht vergessen; daß aber vergessen früher den Wesfall forderte, zeigt sich noch in Vergißmeinnicht, auch in: nichts vergessen

(ebenso: nichts vermissen), denn „nichts“ ist der alte Wesfall von nicht. Wir sagen stets: jemanden pflegen, sich vor etwas fürchten, aber aus der Bibel kennen wir noch: pflege sein, sich der Sünde fürchten. So kommt bei einer ganzen Reihe von Zeitwörtern der früher übliche Wesfall noch in der Dichtung vor, bei begehren, entbehren, gebrauchen, hüten, schonen u. a., heute ist dafür der Wenfall oder ein Vorwort eingetreten. Auch in dem Zurückweichen des Wesfalls vor einem Vorwort setzt sich eine alte Bewegung fort: Die Fallendungen sind ja seit langem im Rückgang begriffen, und da so die Unterschiede zwischen manchen Fällen allmählich schwanden, so erforderte die Deutlichkeit das Hinzufügen eines erläuternden Wortes. Unsrer heutige Sprache ist voll von solchen Vorwörtern, die für einen alten Wesfall eingetreten sind; man vergleiche nur in einigen Fällen mhd. und nhd. Gebrauch: des rātes vrō (froh über), dā sī in rātes bāten (bitten um); siechtuomes buoz (Buße, Abhilfe für); die wunden, der er ist genesen (genesen von); er bewarte sī aller missetāt (bewahren vor), der järe ein kint, der witze ein man (an Jahren ein Kind, an Verstand ein Mann). Kurz, wir sehen, der Wesfall ist in den verschiedensten Verwendungen von alters her stark zurückgetreten.

Eines Schwankens zwischen zwei Fällen sind wir uns bei dem Zeitwort *lehren* bewußt. Es regierte ursprünglich den doppelten Wenfall: ich lehre es dich; seit dem 17. Jahrhundert tritt statt des persönlichen Wenfalls der Wemfall auf: ich lehre es dir, und diese Weise ist heute in der gesprochenen Sprache bei weitem die üblichere. Wir empfinden es beinahe als geziert, wenn jemand sagt: ich habe es Sie gelehrt; oft wird das Wort, wenn zwei Objekte vorhanden sind, überhaupt vermieden und durch beibringen oder volkstümlich durch lernen ersetzt. In den meisten Mundarten sind lehren und lernen bei ihrer Verwandtschaft nach Abstammung, Bedeutung und Klang ganz zusammengefallen, so daß also, je nach den Landschaften, bald lehren, bald lernen für beide Begriffe gebraucht wird.

Eine viel erörterte Schwierigkeit ist der Gebrauch von *als* und wie bei Vergleichen; auch hier handelt es sich um nichts anderes als ein Weitergehn der Entwicklung. Die Grammatik lehrt, zur Bezeichnung der Übereinstimmung sei wie zu

gebrauchen (ebenso groß wie), bei Ungleichheit und in einigen verwandten Fällen als (größer als, anders als, nichts als). Wer freilich den Sprachgebrauch aufmerksam beobachtet, der findet, daß die Dinge in Wirklichkeit nicht so einfach liegen. Nicht nur hört man zuweilen: ebenso groß als, sondern sehr häufig auch: größer wie, anders wie. Scheinbar herrscht ein völliger Wirrwarr, aus dem es nur einen Ausweg gibt — die strenge Befolgung der genannten Regel. Wir werden jedoch klarer sehen, wenn wir auf den frühern Zustand zurückblicken. Im Mhd. wird wie nur fragend gebraucht, nicht vergleichend, wofür vielmehr meist als auftritt. So noch bei Goethe: Eine solche Zierde, als das Kabinett Ihres Großvaters. Dagegen stand beim ersten Steigerungsgrad denn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. Dieser Zustand herrscht noch heute im Englischen: as great as, aber greater than. Was ist also im Deutschen geschehen? Als ist bei der Ungleichheit an die Stelle von denn getreten, bei der Übereinstimmung aber selbst durch wie verdrängt worden. Da denn veraltet ist, so wird der weitere Kampf zwischen als und wie ausgetragen. Wir begreifen nun, daß als noch gelegentlich zur Bezeichnung der Übereinstimmung auftritt; es geschieht nicht nur, weil dies der frühere Gebrauch war, sondern auch weil sich als und wie so vielfach berühren. Ja, häufig finden sich, auch bei guten Schriftstellern, beide Worte zugleich: Wir waren mehr eine Sehenswürdigkeit als wie Feinde (Fontane). Entdecken wir nun, daß heute bei Ungleichheit häufig wie verwendet wird, so erkennen wir darin das Fortschreiten der Entwicklung: als war aus seiner frühern Stelle (Bezeichnung der Übereinstimmung, ebenso groß als) durch wie verdrängt worden und hatte sich unter Beiseiteschiebung von denn ein neues Gebiet erobert (Bezeichnung der Ungleichheit, größer als) — nun wird es in diesem gleichfalls durch wie bedroht. So ist das alte denn ganz zurückgetreten, wie aber dringt siegreich immer weiter vor. Ein abgeschlossener Zustand ist bei diesem erbitterten Kampfe noch nicht eingetreten, aber man konnte zu einem gewissen Zeitpunkte wohl sagen, daß im Sprachgebrauch bei Übereinstimmung wie, bei Ungleichheit als herrsche. Darüber ist wenigstens die lebendige gesprochne Sprache im größten

Teile Deutschlands augenscheinlich schon hinaus. Wenn wir die Vorstellung haben, allein die Verteilung: ebenso wie und größer als, sei sprachgemäß, so wollen wir doch nicht vergessen, daß eins der beiden Wörter aus innerer Notwendigkeit an diese Stelle gehört, denn es war früher anders und ist auch heute nicht mehr durchweg so, wie die übliche Regel will. Schon bei Klopstock und Lessing findet sich bei Ungleichheit wie, im 19. Jahrhundert häufen sich die Beispiele dafür bei guten Schriftstellern, und in der gesprochenen Sprache Nord- und Mitteldeutschlands ist als schon fast aus dem Felde geschlagen.

Auch bei dem bezüglichem Fürwort läßt sich ein Ansatz zur Weiterentwicklung beobachten. Das in der Umgangssprache übliche ist bekanntlich nicht welcher, welche, welches, das ursprünglich nur Fragewort war, sondern der, die, das; wir sagen fast nie: ein Mann, welcher, sondern: ein Mann, der. Nun zeigt sich, daß für das sächliche Fürwort das (ein Buch, das) gegenwärtig nicht selten was eintritt; es fällt uns kaum auf, wenn wir hören: Das Buch, was Sie mir geliehen haben, hat mir recht gefallen. Wer in der Unterhaltung darauf achtet, wird sich wundern, wie oft ihm dieses was aufstößt. Schon Herder sagt: das Land, was, Goethe: das Dämonische, was, Bismarck: das Wort, was. Ja, wir alle gebrauchen regelmäßig was nach Wörtern wie alles, etwas, vieles, nichts: hier herrschte noch im 18. Jahrhundert das. Bei Schiller finden wir: etwas, das sich unaufhörlich verändert; bei Goethe: nichts, das er dem Dürftigen nicht mitteilte. Ebenso ist was für das ältere auf einen Satz bezügliches das eingetreten. Während wir sagen: Ich kam eine halbe Stunde zu spät, was mir äußerst peinlich war, schreibt noch Mörike: ... lud er sich auf das höflichste bei mir zu Gaste, das mir denn um so größere Ehre war... — Ganz entsprechend ist noch an einer andern Stelle die d-Form vor der w-Form zurückgewichen. Die Beugungsfälle des bezüglichem Fürwortes wurden früher vielfach durch Verbindungen mit da= eingeschränkt; für: das Brot, mit dem ich euch gespeist habe, erschien: das Brot, damit ich euch gespeist habe. Statt dessen sind heute die Verbindungen mit wo= (woran, wobei, womit usw.) eingetreten; also nicht: ein Ereignis, darüber, sondern: worüber ich mich gefreut habe.

Ein schwieriges Gebiet der deutschen Sprachlehre ist der Gebrauch der Möglichkeitsform (Mf.), besonders im Nebensatz. Wir müssen dabei von den Formen ausgehn. Wichtig ist zunächst, daß die Gegenwart der Mf. aller Zeitwörter, von einigen besondern Fällen abgesehen (bei sein, wissen, können, dürfen usw.), sich nur noch in der selten vorkommenden zweiten und vor allem in der dritten Person der Einzahl von der Gegenwart der Wirklichkeitsform (Wf.) unterscheidet: du sehest, du siehst; du lebest, du lebst; aber du zeichnest, du betest sind zugleich Mf. und Wf.; er sehe, er sieht; er lebe, er lebt. — Ferner ist die Mf. der Vergangenheit beim schwachen Zeitwort mit wenigen Ausnahmen (bringen, brennen usw.) völlig mit der Wf. zusammengefallen: ich, er lebte, du lebstest, wir, sie lebten, ihr lebtet sind Wf. und Mf., so daß die Mf. der Vergangenheit außer bei den Hilfszeitwörtern im wesentlichen nur beim starken Zeitwort ihr eigentümliche Formen hat und selbst hier nicht ausnahmslos, z. B. nicht in allen Formen der Zeitwörter mit nicht umlautfähiger Vergangenheit: schreien, heißen, beißen. So zeigt sich die Mf. zwar klar in dem Satze: ich glaubte, wir kämen zu früh, nicht aber in diesem: ich glaubte, sie fürchteten sich.

Aus dieser Sachlage begreift sich der heutige Gebrauch. Da in der Einzahl nur die 3. Person der Gegenwart sich stets als Mf. erkennen läßt, so ist nur sie wirklich lebendig und wird in der Schriftsprache in jeder 3. Person der Einzahl gebraucht, ohne Rücksicht auf die Zeit des Hauptsatzes, also nicht nur: er sagt — sondern auch: er sagte, er habe keine Zeit. Da die meisten andern Personen der Gegenwart in Mf. und Wf. gleichlauten, so tritt hier zur Bezeichnung der Mf. gewöhnlich die Vergangenheit ein; es heißt nicht: ich erklärte ihm, ich habe, wir haben — sondern: ich hätte, wir hätten keine Zeit. Eben weil diese Personen in der Überzahl sind, ist es verständlich, daß auch in der 2. und 3. Person der Einzahl, wo die Gegenwartsform durchaus deutlich ist, nicht selten die Vergangenheit erscheint. In der 2., die ja vorwiegend im vertraulichen mündlichen Verkehr gebraucht wird, ist die Vergangenheit schon gebräuchlicher als die Gegenwart: ich dachte, du hättest — seltner: du habest keine Lust zu kommen; du schlafest, machest kommen kaum noch vor.

Aber man liest auch zuweilen und hört sehr oft: er sagt(e), er hätte keine Zeit. Besonders häufig ist diese Erscheinung dann, wenn ein sehr hoher Grad von Unwahrscheinlichkeit oder geradezu Unwirklichkeit ausgedrückt werden soll: ich hatte mir wirklich eingebildet, er wäre mir böse. Übrigens sehen wir dabei, daß im heutigen Deutsch nicht mehr die strenge Zeitenfolge herrscht, die wir aus andern Sprachen kennen; wir unterscheiden nicht: er glaubt, er habe recht, und: er glaubte, er hätte recht, sondern sagen in der gewählten Sprache fast stets: er glaubt(e), er habe recht.

Bei den meisten schwachen Zeitwörtern ergibt sich nun aber die Schwierigkeit, daß die in allen Formen außer der (2. und) 3. der Einzahl so nötige *Mf.* der Vergangenheit sich nicht von der *Wf.* unterscheidet. Soll hier die *Mf.* unzweideutig bezeichnet werden, so bleibt kein andres Mittel als eine Umschreibung. Einem: ich sähe es gern, wenn ... und: daß es soweit käme, hätte ich nicht gedacht, entspricht beim schwachen Zeitwort: ich würde mit ihm verkehren, wenn ... und: daß er es so auffassen würde, hätte ich nicht gedacht. Dieses aus Gründen der Deutlichkeit nötige Verfahren dehnt sich jedoch auf Fälle aus, wo es nicht nötig ist: ich würde es gern sehen, und: daß es soweit kommen würde. Bisweilen wird so eine Bedeutungs-färbung ausgedrückt, die die einfache *Mf.* nicht enthält: er bedeutete uns, daß wir weiter singen möchten, ist nicht ganz dasselbe wie: daß wir weiter sängen. Besonders häufig findet sich die Umschreibung, wenn wir bei einem starken Zeitwort zwischen zwei Formen der Vergangenheit der *Mf.* schwanken oder keine uns recht geläufig ist; da widerfährt es uns wohl im Gespräch, daß sich die gewünschte Form nicht einstellen will, oder daß sie zu gelehrt klingt: Möchtest du, daß ich es ihm stöhle? oder stähle? Schwämme oder schwämme, verdürbe oder verdärbe? Wie heißt die *Mf.* von gebären, schelten, schwören, sieden, triefen? So ziehen wir den bequemen Ausweg vor: Ich fürchtete, daß mir die ganze Ernte verderben würde; ich hätte nie geglaubt, daß er so gut schwimmen könnte; der Richter verlangte, daß wir den Eid schwören sollten; niemand hatte erwartet, daß der Gegner so schnell fliehen würde. Derartige Ersetzungen der *Mf.* finden sich in Sprache und Schrift mit stetig zunehmender Häufigkeit, sie fallen uns kaum noch auf; trotz schärfster

Befehdung macht auch der Gebrauch von „würde“ nach „wenn“ (wenn es sich lohnen würde) weitere Fortschritte.

Bei dem vielfachen Zusammenfall der Formen von *Mf.* und *Wf.* und der engen Berührung beider Ausageweisen in der Bedeutung begreift sich eine weitere Entwicklung. Es dringt nämlich die *Wf.* vor, auch dann, wenn eine deutliche Bezeichnung der *Mf.* zur Verfügung steht. Vor allem geschieht das, wenn das Zeitwort des Hauptsatzes in der Gegenwart steht. Zwar sagen wir schriftsprachlich nie: er dachte, er hatte recht, wohl aber: er denkt, er hat recht; er glaubt, ich weiß von nichts. Ich habe ihm den Vorfall erzählt, damit er Bescheid wisse; unter uns ist niemand, der ihn persönlich kannte; wer auch komme, ich bin nicht zu sprechen — überall ist die *Mf.* schon seltner als die *Wf.*: damit er Bescheid weiß, der ihn persönlich kennt, wer auch kommt.

Von einer so schwierigen und in starker Bewegung befindlichen Erscheinung läßt sich mit diesen wenigen Worten natürlich nur einiges andeuten; es muß uns genügen, zu erkennen, daß wir hier wirklich in einer Entwicklung stehen, und welches ihre ungefähre Richtung ist; daß also in der 2. und 3. Person der Einzahl die *Mf.* der Vergangenheit langsam vordringt und daß die Umschreibungen und die *Wf.* um sich greifen. Die Mundarten gehen darin überall schon weiter; die meisten gebrauchen nur noch die *Mf.* der Vergangenheit, im Süden dagegen wird 3. *T.* ebenso ausschließlich die der Gegenwart angewendet; ferner gewähren sie bald den Umschreibungen, bald der *Wf.* größern Raum als die Schriftsprache.

Bestehen in dieser mehrere Möglichkeiten nebeneinander, so werden sie, wie angedeutet, mitunter zum Ausdruck feiner Bedeutungsunterschiede verwendet. Wenn es in der guten Umgangssprache gewöhnlich nicht heißt: Was hülf — auch nicht: Was hülf es dir denn? sondern häufiger: Was würde (könnte) es dir denn helfen? so bleibt die ältere Form doch ein wertvolles Ausdrucksmittel der gehobnen, dichterischen Sprache. Gewiß könnten wir sagen: Was hülf — oder: was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewänne? Aber das klänge nüchtern und schwunglos gegenüber dem feierlichen: Was hülf es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne?

Wir haben gesehen, daß sich der heutige Gebrauch der *Mf.* zum großen Teile aus dem gegenwärtigen Formenbestande erklärt. Die ältere Sprache hatte ja überhaupt einen viel größern Reichtum an Formen, und so gab es im *Ahd.* noch fast für jede Person der Gegenwart und Vergangenheit stärker und schwächer Zeitwörter eine besondere Form für *Wf.* und *Mf.* Im *Mhd.* ist, vor allem infolge der Abschwächung und des Schwundes der Selbstlaute in nebetonigen Silben, sowie durch gegenseitige Beeinflussung beider Zeitformen schon ein bedeutend vereinfachter Zustand herbeigeführt, aus dem sich schließlich unsre jetzigen Verhältnisse entwickelt haben. Wir selbst beobachten augenblicklich ein weiteres Fortschreiten auf diesem Gebiete, nämlich das Zurücktreten der *Mf.* in der 2. Person der Einzahl der Gegenwart, die noch bekannt, aber nicht mehr recht volkstümlich ist. — Auch das Übergreifen der *Wf.* auf das Gebiet der *Mf.* hat schon vor unsrer Zeit begonnen. Im *Mhd.* wird die *Mf.* in viel weiterm Umfange gebraucht als heute; der Unterschied wird uns deutlich werden, wenn wir die folgenden Sätze betrachten, in denen im *Mhd.* das Zeitwort gewöhnlich in der einfachen *Mf.* stand: Tut mit mir, wie es euch gefällt; nun rate ich, was man tun soll; wir schicken Boten in das Land, die hier niemand bekannt sind; es ist meine Gewohnheit, daß man mich immer bei den Würdigsten findet; die Krone ist älter, als der König Philipp ist. Luther schreibt noch: Ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere; nimm beide Testamente . . . so wirst du sehen, wer in allen beiden der Dolmetscher sei; ich weiß nicht, ob man das Wort liebe [Maria] auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge.

5. Ursachen der Sprachentwicklung.

Es wäre leicht, eine Reihe weiterer Anzeichen fortschreitender Entwicklung anzuführen, das Gesagte genügt aber, um erkennen zu lassen, daß auch unsre gegenwärtige Sprache nichts Festes, Unveränderliches ist.

Auf keinem Gebiete zeigt sich Stillstand, überall herrscht Bewegung und Leben. Wir reden nicht mehr wie Goethe, unsre Nachkommen werden anders reden als wir. Wer vom Wesen

nicht nur der deutschen, sondern der menschlichen Sprache überhaupt eine richtige Vorstellung haben will, der muß sich vor allem über diesen Grundgedanken klar werden, daß sie sich beständig wandelt. Und warum gehört Entwicklung notwendig zum Wesen der Sprache?

Sprache ist nicht denkbar ohne Menschen. Sie lebt nur, soweit sie von Menschen gebraucht wird. Diese sind untereinander verschieden, jeder einzelne ändert und entwickelt sich unaufhörlich, neue Menschen treten fortwährend in die Sprachgemeinschaft ein; alle den Menschen betreffenden Verhältnisse gestalten sich beständig um — wie sollte es möglich sein, daß die menschliche Sprache sich gleich bliebe? Sie kann nur stehn bleiben, wenn niemand mehr sie spricht, wenn ein Volk ausstirbt oder seine Sprache zugunsten einer andern aufgibt.

Diese Feststellung, daß sich die Sprache entwickelt, weil sie von untereinander verschiedenen, sich entwickelnden und immer neuen Menschen gebraucht wird, läßt es sogleich begreiflich erscheinen, daß sich die Gelegenheit zu Änderungen am leichtesten bietet bei der Übertragung der Sprache von einem Menschen auf den andern, also bei der Spracherlernung des Kindes. Das Kind nimmt die Lautmasse mit dem Gehör auf und versucht, sie mit seinen Sprechwerkzeugen selbst wieder hervorzubringen; den Maßstab für die richtige Wiedergabe des Vorgesprochenen gibt ihm sein Ohr; außerdem wird das erzeugte Lautbild auch durch die Erwachsenen stets überwacht und verbessert. Dabei bildet sich in ihm allmählich ein bestimmtes Gefühl aus für die Bewegungen seiner Sprechwerkzeuge, die zur Hervorbringung der verschiedenen Laute erforderlich sind, und dieses Bewegungsfühl bildet die Grundlage seiner Aussprache. Im allgemeinen gelingt es dem Kinde, die Sprachlaute mit sehr großer Genauigkeit wiederzugeben; eine bis in die geringste Einzelheit vollkommene Übereinstimmung ist nicht zu erwarten, da weder das Kind ein Mittel hat, sein Bewegungsfühl unbedingt nach seinem Gehörseindruck zu regeln, noch das Ohr der Erwachsenen so geschult ist, daß es jede winzige Abweichung wahrnehme. Der schnell verklingende Laut ist ja nichts Greifbares, es gibt ja keinen sichern, unverrückbaren Maßstab, an dem jedermann ihn messen könnte.

Davon können wir uns eine deutliche Vorstellung machen, wenn wir uns erinnern, wie schwer es fällt, sich beim Erlernen einer fremden Sprache eine gute Aussprache anzueignen. Wir hören, wie der Laut, den der Ausländer spricht, von unserm deutschen Laut abweicht, und trotzdem gelingt es uns nicht leicht, ihn mit völliger Treue selbst hervorzubringen; das richtige Hören verbürgt noch nicht das richtige Nachsprechen. Ebenso führt der Ausländer in Deutschland einen hoffnungslosen Kampf um Erlangung der echt deutschen Aussprache, wenn ihm nicht eine besondere sprachliche Begabung oder gründliche lautwissenschaftliche Kenntnisse zu Hilfe kommen. Das Kind erreicht zwar eine unendlich viel zuverlässigere Wiedergabe des Vorgesprochenen, aber es bleibt doch immer ein kleiner Spielraum, innerhalb dessen die Laute abweichen können. Dazu kommt, daß es von dem Erwachsenen nicht immer die gleiche Aussprache hört: zwischen den Bewegungen der Sprechwerkzeuge, die bei dem jedesmaligen Aussprechen desselben Wortes nötig sind, besteht ja keinerlei ursächlicher körperlicher Zusammenhang, und so können zahlreiche äußere und innere Einflüsse kleine Schwankungen hervorrufen. Die Abweichungen zwischen der Aussprache des jungen und des ältern Geschlechts sind immerhin oft so unbedeutend, daß sie keine praktische Bedeutung haben; sind sie bei den einzelnen Kindern verschiedner Art, so gleichen sie sich allmählich wieder aus. Aber der Keim zu einem Lautwandel ist damit gegeben. Finden sich diese winzigen Unterschiede bei einer großen Zahl von einzelnen und gehen sie alle in derselben Richtung, z. B. vom *i* zum *ei* oder vom *ü* zum *au*, so daß sie einander im Laufe der Zeit verstärken, so kann dabei ein wirklich stark verschiedner Laut herauskommen. Ein solcher Lautwandel geht natürlich nicht von heute auf morgen vor sich, sondern erfordert eine Reihe aufeinanderfolgender Geschlechter; grade weil er sich aus einer großen Zahl fast unmerklicher Änderungen zusammensetzt, die sich über einen bedeutenden Zeitraum verteilen, grade deshalb nehmen wir die Entwicklung nicht wahr und können sie also auch nicht aufhalten. Natürlich ergreift er ohne Rücksicht auf die Bedeutung denselben Laut überall, wo er auftritt. So ist jedes betonte mhd. *i* und *ü* zu nhd. *ei* und *au* geworden, also *mīn* und *hūs* zu *mein* und *haus*.

Die Sprechfähigkeit des Kindes beruht nicht ausschließlich auf Nachahmung des Gehörten. Wenn es dahin gelangt ist, eine gewisse Anzahl Zeitwörter zu kennen, so ist es klar, daß es nicht von jedem einzelnen jede einzelne Form wirklich gehört und gemerkt hat. Das ist auch bei dem Erwachsenen, der sehr viel mehr Zeitwörter beherrscht, nicht der Fall; ebensowenig hat er jeden Fall jedes ihm bekannten Hauptwortes, jeden Satz, den er spricht, auswendig gelernt. Sondern wem eine bestimmte Form bei einer größern Anzahl von Wörtern vertraut geworden ist, z. B. macht, schreit, lacht, trinkt, der kann nach dem Muster dieser Formen die 3. Person der Einzahl der Gegenwart selbständig von Zeitwörtern bilden, bei denen er sie noch nicht gehört hat, etwa ruft, bringt, denkt, und zwar mit Hilfe von Verhältnisgleichungen dieser Art: schreit : schreien = x : rufen, woraus sich für x der Wert ruft ergibt. Bei solchen Analogiebildungen können natürlich auch Fehler vorkommen, es kann z. B. nach er macht: machen von schlagen er schlägt gebildet werden, nach machte schlagte, nach läßt: lassen von fassen fäßt, nach Bach : Bäche etwa Tag : Täge. Diese „falschen Analogiebildungen“ sind in der Kindersprache überaus häufig. In der Regel werden sie durch den Einfluß der Erwachsenen beseitigt; manchmal aber halten sich die neugebildeten Formen neben den alten und können schließlich zur Alleinherrschaft durchdringen. Besonders häufige und zweckmäßige Gruppen prägen sich dem Sprachgefühl besonders stark ein und ziehen seltene und allein stehende Bildungen in ihren Kreis. So begreift sich das Vordringen der schwachen Beugung der Zeitwörter, des Umlauts und der Endungen -en und -er in der Mehrzahl der Hauptwörter. Zahllos sind die Formen unsrer Sprache, die ihre heutige Gestalt ursprünglich falschen Analogiebildungen verdanken. Mit zunehmendem sprachlichem Wissen wird freilich stärker gegen derartige Einflüsse angekömpft, allein sie wirken ja grade da, wo unser Sprachgefühl nicht mehr sicher ist, und sie werden von dem, der ihnen nachgibt, meist nicht erkannt; bei seltenen Formen können im eifrigen Gespräch jedermann ohne Ausnahme falsche Analogiebildungen unterlaufen. Wenn sie sich nicht auf einen Menschen beschränken, sondern so nahe liegen, daß sie sich zugleich bei vielen einstellen,

so ist damit die Möglichkeit des Eindringens in die Schriftsprache gegeben; dann kommt einmal ein Zeitpunkt, wo die Mehrzahl der Sprachgenossen nicht mehr weiß, wofür sie sich entscheiden soll. Auch wenn uns bekannt ist, daß saugen, gären, triefen ursprünglich stark sind, werden wir die Formen saugte, gärte, triefte unbedingt verdammen? Und können wir noch hoffen, sie mit Stumpf und Stil auszurotten? Sicher aber wird niemand mehr das starke säugt, giert fordern, sondern ausschließlich die schwachen Formen saugt, gärt gebrauchen. Natürlich treten Analogiebildungen nicht nur bei der Beugung, sondern auch sehr häufig bei der Wortbildung und im Satzbau auf. Da sie immer nur einzelne Formen ergreifen, so wirken sie weniger allgemein als der Lautwandel. Während sich bei diesem der Laut ohne Rücksicht auf die Bedeutung des Wortes, in dem er vorkommt, ändert, ist bei der Analogiebildung auch die Bedeutung von Wichtigkeit.

Beim Bedeutungswandel endlich bleibt die Lautgestalt dieselbe. Kaum ein Wort ist wirklich eindeutig. Je nach dem Zusammenhang treten verschiedene Eigenschaften in den Vordergrund. Betrachten wir z. B. das Wort Affe, dessen Bedeutung ganz einfach und klar zu sein scheint. Sagen wir aber von jemand, er sei ein richtiger Affe, so liegt hier schon eine Besonderheit vor, denn trotz des Beiwortes richtig denken wir gar nicht daran, ihn für den genannten Vierfüßler auszugeben, uns schwebt nur die eine auffällige Eigenschaft des Affen vor, seine Eitelkeit und Puffsucht; nur dieser Sinn liegt zugrunde, wenn wir davon das volkstümliche Beiwort affig ableiten. Dagegen hat man an den Nachahmungstrieb des Tieres gedacht, als man nachäffen bildete. Von alters her gilt der Affe als Sinnbild des Narren; wer sich daher in der Trunkenheit so töricht benahm, als sei er vom Affen, vom Narren besessen, von dem sagte man: Er hat sich einen Affen gekauft. Unter äffen verstehen wir meist: wie einen Affen behandeln, d. h. zum Narren haben. Auch bei Äfferei oder Afferei denkt man gewöhnlich an die tollen Sprünge und närrischen Streiche des Affen, nur an die Schnelligkeit seiner Bewegungen bei affenartiger Geschwindigkeit und Affenfahrt. Die Häßlichkeit des Tieres veranlaßt die Bildung Affengesicht oder Affenfrage. Affenliebe geht auf seine große Zärtlichkeit

gegenüber seinen Jungen, Affentkomödie auf seine schauspielerischen Gaben; der tadelnde Sinn beider Worte ist leicht zu verstehen. Der umherziehende Gaukler trägt den Affen auf der Schulter, daher gibt der Soldat seinem Tornister diesen Namen; unsre blauen Jungen nennen ihre kurze Sonntagsjacke Affenjacke, weil das Tier bei Jahrmarktsaufführungen mit komischer Zierlichkeit und Feinheit gekleidet ist. Da sich häufig eine große Menge Affen in einem kleinen Käfig befindet, so ist Affenkasten sowohl Bezeichnung für einen kleinen Raum wie für ein Haus mit sehr vielen Bewohnern. So haben die meisten Zusammensetzungen eine ungünstige Bedeutung, und das Wort konnte sich zu einem allgemeinen Verstärkungsbegriff mit vorwiegend tadelndem Beigeschmack herausbilden wie in Affenschande und ohne üblen Sinn in affenjung. Hiermit ist der Gebrauch des Wortes nicht erschöpft; wir sehen, in wie mannigfacher Weise sich besondere Bedeutungen entwickeln können.

Dies wird uns noch deutlicher werden durch Betrachtung zweier anderer Beispiele. Die Grundbedeutung des Wortes Fahne ist Zeugstück. So konnte also auch das Stück Tuch genannt werden, das, an eine Stange gebunden, einer Kriegerschar vorangetragen wurde. Bei der zunehmenden Wichtigkeit dieses Feldzeichens wird diese Bedeutung besonders häufig gebraucht und drängt die allgemeine zurück. Während wir in der Zusammensetzung Fahnenstange noch deutlich erkennen, daß nur der Stoff gemeint ist, wird schließlich auch das Unwesentliche, das aber immer damit verbunden ist, einbegriffen, nämlich die Stange; so in Fahnenträger. Da zu einer Fahne eine gewisse Anzahl Krieger gehörte, so konnte man auch sagen: Das Heer hat zwölf Fahnen oder Fähnlein, woraus sich dann für Fähnlein ganz von selbst die Bedeutung Abteilung, Schar ergab. Welche hohe Bedeutung für das Heer der Fahne schließlich beigemessen wird, zeigen Fahneneid und fahnenflüchtig. Nichts hindert, daß bei so fortschreitendem Bedeutungswandel der ältere Sinn sich in einzelnen Verbindungen erhält, wie wir es bei Fahnenstange eben gesehen haben. Noch heute gebrauchen wir Fahne oder Fähnchen von leichten oder abgetragenen Frauentleidern. Allerdings kann dieser Sinn sich auch nachträglich aus dem heutigen wieder entwickelt haben: die Fahne flattert im Winde und wird, jedem

Wetter ausgesetzt, leicht unansehnlich. — Das Wort Steuer bedeutet zunächst allgemein Stütze, dann Unterstützung (zur Steuer der Wahrheit); das kann auch eine Unterstützung durch Geld und Gut sein (Aussteuer, Beisteuer), somit auch eine zu besonderm Zwecke bewilligte freiwillige Abgabe an den Landesherrn, die sich allmählich in unsre regelmäßigen verbindlichen Abgaben verwandelt. Wer nur die einzelnen Wörter betrachtet, dem scheint der Übergang von Zeugstück zu Kriegerschar, der Zusammenhang zwischen Steuerruder und Steuern unbegreiflich — die Beobachtung der verschiedenen Verwendung dieser Worte macht die Übergänge klar. Der Bedeutungswandel kommt also dadurch zustande, daß ein Wort nicht bei jeder einzelnen Anwendung in seinem gesamten Bedeutungsinhalt, auch nicht stets in der üblichsten Bedeutung gebraucht wird, und daß die besondere Bedeutung im Laufe der Zeit die üblichste werden kann. Wandlungen der Anschauungen und Zustände spielen dabei vielfach eine wichtige Rolle, und so läßt die Geschichte unsres Wortschatzes oft einen reizvollen Einblick in die Bildungsgeschichte des Volkes tun.

Es ist begreiflich, daß Worte auch völlig schwinden können, z. B. wenn die Dinge, die sie bezeichnen, verloren gehen, oder wenn für denselben Begriff mehrere Worte vorhanden waren; andre vergehen, weil man sich scheut, sie auszusprechen; das gilt von Bezeichnungen für Tod, Krankheit, gewisse Körperteile, körperliche Verrichtungen und Kleidungsstücke. Umgekehrt drängen mit neuen Begriffen neue Worte ein, vornehmer scheinende drängen abgegriffne ältere zurück; so hat in unsern Tagen der Kampf gegen die Warenhäuser die Folge gehabt, daß diese das fast verächtlich gewordne Wort aufgegeben und durch Kaufhaus ersetzt haben. Aus dem der Allgemeinheit fast unbekanntem Wortschatz der Standessprachen können Ausdrücke bekannt und in die Schriftsprache aufgenommen werden; so stammen Philister, oxsen, bemoost, burschikos aus der Studentensprache, härbeißig, naseweis, Wildfang, Kesseltreiben aus der der Jäger, foppen, nassauern, Hochstapler, Kümmelblättchen aus der Gaunersprache, Gulaschkanone, Kohldampf, Schipper, Druckposten, besorgen, dicke Luft aus der Soldatensprache des Weltkriegs. Aus fremden Sprachen dringen Wörter ein, zunächst weil sich benachbarte

Völker und überhaupt solche, die miteinander in Verkehr stehen, in gewissem Maße immer beeinflussen, besonders aber, weil gewöhnlich das eine Volk die Sprache des wichtigen Nachbarn lernt und seine zweisprachigen Angehörigen fremde Wörter auch in die Muttersprache einzumischen pflegen. So erklärt sich das massenhafte Eindringen französischer Wörter zu verschiedenen Zeiten unsrer Geschichte, so der Gebrauch zahlreicher englischer Ausdrücke in der Gegenwart; ebenso erwerben sich viele französische, aber nur wenige deutsche Wörter das Bürgerrecht im Englischen, da der Engländer viel häufiger Französisch lernt als Deutsch.

Die meisten sprachlichen Veränderungen vollziehen sich, ohne daß sich die Sprechenden darüber recht klar werden. Es gibt aber auch bewußte Einwirkungen auf die Sprache, etwa wenn ein Grammatiker bei schwankendem Gebrauch durch sein Eintreten für die eine Erscheinung ihr zum Siege verhilft: so hat Adelung in der Schriftsprache die Verdrängung der umgelauteten Formen kömmt und kömmt durchgesetzt. Besonders häufig gehen Bereicherungen des Wortschatzes auf einen einzelnen zurück. Campe hat u. a. Bittsteller, Stelldichein, Zerrbild geschaffen, Jahn Volkstum und turnen, Jakob Grimm die grammatischen Sachausdrücke Ablaut, Anlaut, Auslaut. Dichtern verdanken wir zahlreiche Neubildungen: empfindsam (Lessing), Volkslied (Herder), Weltschmerz (Heine); oft haben sie veraltete Wörter wieder belebt: Lessing schulden wir bieder und Degen (= Held), Wieland Hüne und Rede; im 19. Jahrhundert haben vor allem Uhland und Richard Wagner uns mancherlei altes Sprachgut wieder vertraut gemacht, man denke an Brünne, Ferge, birschen, Sippe. Selten ist die völlige Neuschöpfung eines Wortes, wie sie der Alchimist van Helmont unter Anlehnung an Chaos bei dem Worte Gas wagte; in unsrer Zeit freilich tauchen ähnliche Bildungen im Geschäftsleben häufig genug auf: Tilit, Javol, Ciola u. a. Hierher gehört auch die Schaffung neuer Wörter durch Abkürzung und Zusammenschreibung der Anfangsbuchstaben: D-Zug, a. D., Igeha, Hafatisten, Wuf, Huf; besonders viele Beispiele bietet die Heeresprache der Gegenwart: f. v., g. v., d. u., L 1, U 9, S. T., M. G., Flaß, Jasta, Imo, Wumba, Muz u. a. Die Lebensdauer solcher Neubildungen hängt von ihrer Wichtig-

keit und Notwendigkeit ab, d. h. mit wenigen Ausnahmen werden sie voraussichtlich bald wieder vergessen werden.

Man darf nicht glauben, alle nicht grade auf einen einzelnen zurückzuführenden Wandlungen hätten sich stets im Kreise der gesamten Angehörigen der Sprachgemeinschaft vollzogen. Wer die lebendige Sprache eines gebildeten Schweizers oder Niederdeutschen vom Jahre 1500 mit der ihrer heutigen Nachkommen vergleichen könnte oder, da dies unmöglich ist, ein schweizerisches oder niederdeutsches Buch aus jener Zeit mit einem Bande Keller oder Storm zusammenhält, der kann, wenn er die Geschichte unsrer Muttersprache nicht genügend kennt, wohl auf den Gedanken kommen, die außerordentlichen Unterschiede durch natürliche Weiterentwicklung erklären zu wollen. Wir wissen, daß er sich dabei auf falschem Wege befände. Das Schweizerische und Niederdeutsche von 1500 hat sich nicht allmählich zu unserm heutigen Deutsch entwickelt, sondern die Schweizer und Niederdeutschen haben für die Schrift und meist auch für die gebildete Umgangssprache ihre Mundart aufgegeben und die Gemeinsprache angenommen. Dieser Einfluß, der sich hier im großen Maße zeigt, ist im einzelnen überall wirksam gewesen. Wie alle miteinander verkehrenden Menschen sich unaufhörlich sprachlich beeinflussen, so auch benachbarte oder in regem Verkehr stehende Landschaften; so wird oft eine Änderung, die sich nur auf einem kleinen Gebiete vollzogen hat, auf ein andres oder andre übertragen, wo sie nicht eingetreten ist, besonders wenn das erstere überwiegenden Einfluß auf letztere ausübt. Ja, die wenigsten Wandlungen unsrer Sprachgeschichte haben sich in dem ganzen Gebiete herausgebildet, immer finden sich Mundarten, die auf dem alten Standpunkte stehn geblieben sind oder eine andre Entwicklung eingeschlagen haben; mitunter hat die Schriftsprache Veränderungen nicht mitgemacht, von denen die meisten Mundarten ergriffen worden sind, so daß manche der in ihr herrschenden Erscheinungen fast allen Mundarten fremd sind. Die Spaltung der alten \bar{i} , \bar{u} , $\bar{ü}$ zu ei , au , eu ($\bar{ä}u$) ($m\bar{i}n$, $h\bar{u}s$, $vriunt$ zu $mein$, $Haus$, $Freund$) hat sich zunächst nur im Südosten vollzogen und sich dann im Süden und in der Mitte Deutschlands ausgedehnt; in den Mundarten Niederdeutschlands und eines Teiles des Westens ist sie selbst heute noch nicht

durchgeführt, hier gelten noch die Formen *min. Hus, Fründ.* Der schriftsprachliche Zusammenfall dieser neuen Zwielaute *ei, au, eu (äu)* mit den alten (*allein, Baum, Bäume*) kommt wohl in keiner Mundart vor, wie der Leser an der ihm vertrauten feststellen mag. Das alte *-e* in *Sonne, Liebe, Stimme* ist in allen oberdeutschen, den meisten niederdeutschen und den westlichen mitteldeutschen Mundarten abgefallen; der Wesfall ist mundartlich kaum noch bekannt.

Die angeführten Ursachen der Sprachentwicklung werden ihrer Natur nach immer wirksam bleiben. Wir müssen den Gedanken zurückweisen, als sei es denkbar, vielleicht gar etwas Höheres, unsrer heutigen Gesittung und Bildung Würdigeres, zu einer endgültigen Festlegung, einer starren Unveränderlichkeit der Sprache zu gelangen. Um völlige Gewißheit zu erhalten, wollen wir uns zum Überfluß noch klar machen, wodurch sich eine solche Unbeweglichkeit erreichen ließe. Es müßte zuerst eine bis in jede Einzelheit unverrückbare Richtschnur für das Gesamtgebiet der Sprache gegeben werden, nicht nur für Aussprache, Formen, Wortschatz und Satzlehre im allgemeinen, sondern auch für jede mögliche Verbindung der Sprachformen untereinander; offenbar dürfte niemand einen Satz schreiben, der nicht schon mindestens in seinen Grundzügen festgelegt wäre. Ein ungeheures Aufgebot staatlicher Macht wäre nötig, die Sprache, zunächst soweit sie gedruckt erscheint, zu überwachen, es müßte eine sprachliche Aufsicht von unnachlässiglicher Strenge eingeführt werden; die Hunderttausende von Aufssehern dürften in keinem einzigen Punkte verschiedner Meinung sein. Jedes Buch müßte vor dem Erscheinen sorgfältig untersucht werden, damit kein Schriftsteller ein neues Wort bilde, einen mundartlichen Ausdruck einschmuggle, eine kühne Satzbildung wage. Natürlich müßte auch jede Zeitungsnummer genau geprüft werden, überall könnte sich ja das Gift der Neuerung einschleichen. Um dies völlig zu verhindern, muß strengstens verboten werden, auf irgendeinem Gebiete etwas Neues einzuführen, denn das würde ja auf alle Fälle Veränderungen im Wortschatz herbeiführen, sei es ein neues Wort oder einen neuen Sinn für ein altes; niemand darf einen neuen Gedanken aussprechen, jeder muß gezwungen werden, genau so zu denken, wie man bisher ge-

dacht hat. Damit andererseits kein Wort verloren gehe, muß geboten werden, gewisse seltne Worte, die gefährdet sind, mit bestimmter Häufigkeit anzuwenden.

Die Regelung und Überwachung hätte sich gleich stark auch auf die mündliche Rede zu erstrecken. Kein andres Mittel, als daß jeder der Belauerer seines Nächsten würde und rücksichtslos jeden Verstoß bei der Sprachpolizei anzeigte. Alle Mundarten werden abgeschafft; da sie die Sprache beeinflussen, ohne daß der Sprechende es merkt, so wird befohlen, nicht nur, daß niemand sie mehr braucht, sondern auch, daß er sie mit allen ihm selbst unbewußten Eigenheiten und Feinheiten vergißt. Damit alle Laute stets den vorgeschriebnen Klang haben, muß die Art ihrer Hervorbringung, Zungenstellung, Lippenöffnung usw. aufs genaueste festgesetzt und jedermann lautwissenschaftlich so weit ausgebildet werden, daß er diese Dinge wirklich in seiner Gewalt hat.

Am tatkräftigsten wäre gegenüber dem aufwachsenden Geschlecht vorzugehen. Da Eltern und Kindermädchen sprachlich viel zu ungebildet sind, so müßten die Kinder von staatlich ausgebildeten Erziehern umgeben werden, denen allein das Recht zustünde, mit ihnen zu sprechen, und die unerbittlich schon beim Wickelkinde darauf hielten, daß es jedes vorgeschprochne Wort richtig nachspricht. In der Schule würde in allen Fächern die sprachliche Unterweisung in den Vordergrund treten, aber auch in den Pausen und auf dem Schulwege müßten die Kinder streng beobachtet werden, damit sie sich auch nicht einen Augenblick gehn lassen könnten. Es müßte ... doch Scherz beiseite! Wir sehen, die Sprache läßt sich nicht in spanische Stiefel schnüren. Wohl entwickelt sie sich nicht zu allen Zeiten gleich stark und schnell, aber ein dauerndes Gleichbleiben wäre nur bei einem gänzlichen Stillstand aller menschlichen Entwicklung denkbar, bei einem so völligen Stillstande, wie er nie eingetreten ist und nie eintreten kann — es ist nur denkbar, wenn die Sprache nicht mehr gebraucht wird, wenn sie aufhört zu leben. Was wir tote Sprachen nennen, wie das Griechische und Lateinische, das sind nur frühere Sprachzustände, ebenso wie unser Ahd. und Mhd., ja im Grunde ebenso wie die Sprache Goethes. Zwar werden wir diese nicht tot nennen, weil sie

uns zum größten Teile noch geläufig ist; aber als Ganzes ist sie doch nicht mehr lebendig, wird sie von niemand mehr gebraucht. Das klassische Griechisch und Latein zeigen wie jede andre Sprache Spuren früherer und Ansätze zu künftiger Entwicklung, beide haben sich unter den verschiedensten Einflüssen weiter entwickelt zum Neugriechischen und den romanischen Sprachen. Wo man im Mittelalter und später das Latein als lebende Sprache gebraucht hat, als Umgangssprache der Gelehrten, da unterlag es völkischen Einflüssen, die der Sprechende ausübte, und wurde, mindestens in der Aussprache, zu einer Art Deutschlatein, Italienischlatein, Französischlatein. Wenn es bis in die neuere Zeit Sprache der Wissenschaft war, so wurde es notwendig mit Neubildungen durchsetzt — in beiden Fällen also entwickelte es sich weiter. Wenn man in unsern Tagen vorgeschlagen hat, es zur Weltsprache zu machen, so wäre das nach den gewaltigen Fortschritten der Kultur und besonders der Naturwissenschaften nur möglich durch Einführung zahlloser neuer Worte und Bildungen, und dann wäre es eben nicht mehr das dem alten Römer verständliche, sondern ein lebendiges Neulatein, das sich auch ferner entwickeln würde.

II. Sprachrichtigkeit.

Die festeste Überzeugung von der Natürlichkeit und Unabwendbarkeit der Sprachentwicklung kann nicht verhindern, daß uns die Anwendung dieses Gedankens auf die gegenwärtige Sprache ein recht unbehagliches Gefühl erweckt, weil er mancher uns geläufigen und lieb gewordenen Anschauung widerspricht. Für die Vergangenheit ist, wie wir schon sagten, die Sachlage ganz einfach; alle früher eingetretenen Veränderungen, die klar und abgeschlossen vor uns liegen und uns vertraut sind, erscheinen natürlich und begreiflich, wir nehmen sie als wissenschaftliche Tatsachen mit der Ehrfurcht hin, die allem geschichtlich Gewordenen gebührt. Es kommt uns nicht in den Sinn, zu fragen, ob wir solche Tatsachen anerkennen, uns mit ihnen abfinden können — wir müssen anerkennen, wir haben uns abgefunden. Wer verlangte, wir sollten in der Gegenwart der Wf. jede 3. Person der Mehrzahl wieder mit =t oder =d bilden,

also: sie gebent, machend, den würden wir einfach auslachen, wenn er uns auch noch so scharf bewiese, der Laut gehöre eigentlich an diese Stelle, wie ja die Form sind zeige, und er sei ohne zwingenden Grund, nur durch Verwechslung mit andern Formen beseitigt worden. Ebenso eitel wäre sein Bemühen um Wiedereinführung des ursprünglich allein berechtigten: ich nimm, ich gib, für: ich nehme, gebe, oder irgendeiner andern der heutigen Sprache fremd gewordenen Erscheinung.

Anders stehen wir gegenüber sprachlichen Wandlungen in der Gegenwart. Wir sind alle bestrebt, richtiges Deutsch zu sprechen und zu schreiben — was wird aus dieser Richtigkeit, wenn sich fortwährend Änderungen vollziehen, wenn etwas offenbar Richtiges aufhören kann, richtig zu sein, und das bisher Falsche an seine Stelle treten darf? Ist die Grammatik nicht dazu da, Regeln zu geben, nach denen sich die Sprache zu richten hat? Lernen wir nicht in der Schule Richtiges und Falsches streng unterscheiden? Bedeutet der Entwicklungsgedanke nicht einen schweren Verlust an Spracheinheit und -reinheit? Diese Fragen drängen sich jedem auf, dem die Zukunft unsrer Muttersprache am Herzen liegt.

1. Mundart und Schriftsprache.

Wir wollen zunächst feststellen, daß die entstehende Unsicherheit nicht so schlimm ist, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Prüfen wir daraufhin den ersten besten Satz, so finden wir, daß die meisten seiner Bestandteile keinem uns bedenklich scheinenden Schwanken unterliegen. In dem Satze: Es ist heute schönes Wetter, können wir statt ist nicht etwa hat, sind oder seid einsetzen, statt schönes nicht schöne oder schöner. Wohl könnten wir schön und heut sagen, für es ist 's ist, wir könnten die Wortstellung mannigfach ändern, aber das alles ist unter gewissen Umständen erlaubt, geschieht gewissen Regeln gemäß und verleiht wohl gar dem Sinne jedesmal eine besondere Färbung; daß wir so verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten haben, erscheint uns nicht als Schade, sondern als schätzenswerter Vorteil. Die an sich zahlreichen Ansätze zur Weiterentwicklung sind unbedeutend gegenüber dem Sprachganzen; die Entwicklung geht

so langsam vor sich, daß die meisten Spracherscheinungen eine feste Form zeigen.

Die Sprache gehorcht in jedem Augenblick bestimmten Regeln und zeigt nur dem aufmerksamen Beobachter an einigen Stellen, daß sie nicht in allem starr ist. Diese Regeln herauszufinden und zusammenzustellen, ist die Aufgabe der Grammatik: sie gelten also nicht, weil ein Gelehrter sie für gut und richtig hält, sondern weil die Sprache selbst ihnen gehorcht, d. h. weil die Angehörigen der Volksgemeinschaft sie beobachten. Da die Sprache sich ohne Unterlaß wandelt, so bietet die deutsche Grammatik zu jeder Zeit ein andres Bild. Wir lernen die Sprachregeln zumeist nicht aus Lehrbüchern, sondern durch den Gebrauch, und das Kind, das zur Schule kommt, muß sich davon nur einprägen, was es noch nicht kennt; es lernt seine Muttersprache nicht annähernd in der Weise wie eine fremde Sprache. Hört nun die Sprache, also die Mehrzahl der Sprechenden und Schreibenden, auf, gewisse Regeln zu befolgen, so kann keine Grammatik, die sie noch enthält, für uns maßgebend sein, vielmehr sagen wir dann: Das Buch ist veraltet. Sobald aber die Schriftsprache der Entwicklung nachgegeben hat und wir das Neue auch in der Schule als das Richtige kennen gelernt haben, so sieht es gar nicht mehr wunderbar und falsch aus. Viele Dinge stehen übrigens nicht in der Grammatik, nämlich Aussprache und Wortschatz, in der Schulgrammatik auch die eigentliche Satzlehre nicht, und Änderungen auf den beiden ersten Gebieten fallen uns kaum auf und erscheinen nicht als schädlich. Die Aussprache pflegt sich so allmählich zu ändern, daß wir den Wandel fast gar nicht wahrnehmen; im Wortschatz stören uns meist nur kühne Neubildungen — wirklich auffällig aber sind Änderungen in Formen und der Satzbildung, wo ein Neues neben ein uns vertrautes Altes tritt und es verdrängen will. Wir sehen nicht ein, weshalb es durchaus anders werden soll, als wir es gewöhnt sind, und wehren uns nach Kräften. Aber die Sprache, die wir sprechen, enthält zahllose Erscheinungen, die auf dieselbe Weise zustande gekommen sind, nämlich durch Verdrängung von Altem durch Neues, ohne daß eine unbedingte Notwendigkeit vorlag. Alle Ergebnisse dieser frühern Entwicklungen scheinen uns gut, ja das einzig richtige; offenbar nicht,

weil wir den Gang der Entwicklung für den allein richtigen halten, denn wir kennen ihn meist nicht, sondern nur weil uns der heutige Zustand geläufig ist. Also wir billigen alles, was durch Veränderungen in früherer Zeit entstanden ist, ohne Rücksicht darauf, ob die Art der Entwicklung zweckmäßig war; wir mißbilligen alles, was in der Gegenwart anders werden will, ohne Rücksicht darauf, ob die Art der Entwicklung zweckmäßig ist. Das ist mindestens nicht folgerichtig gehandelt.

Wenn wir als bei Vergleichung ungleicher Begriffe für allein richtig halten, so vergessen wir, daß es hier nicht das ursprüngliche, das einzig denkbare Wort ist, daß wir es nicht gebrauchen, sondern als falsch ansehen würden, wenn sich frühere Zeiten nur kräftig genug gegen die Verdrängung von denn durch als gewehrt hätten; im allgemeinen bestimmt uns kein tieferer, kein wissenschaftlicher Grund, als daß wir es so gewöhnt sind. Mit unserm Eintreten für als erkennen wir die ältere Entwicklung an; diese Anerkennung ist aber keine Erkenntnis, wenn wir nicht einsehen, daß Entwicklung heute und morgen ebenso gut möglich ist wie gestern. Die wirkliche Erkenntnis äußert sich nicht etwa darin, daß wir nun nie mehr als, sondern stets wie gebrauchen; wir müssen nur zugeben, daß ebenso wie denn durch als verdrängt worden ist, auch als einmal ersetzt werden kann. Wenn wir also bei guten Schriftstellern Belege für wie finden, so wollen wir nicht hochmütig feststellen, daß sie kein Deutsch können; wenn aufmerksame Beobachtung das Vordringen von wie auch in der gesprochenen Sprache der Gebildeten zeigt, so haben wir kein Recht mehr, es als groben grammatischen Fehler zu bezeichnen. In der Schriftsprache herrscht als noch vor, wir werden es also für die gewählte Sprache unbedingt vorziehen; erforderlich ist nur ein wenig Duldsamkeit dem Neuen gegenüber. Während eines solchen Kampfes, wie er gegenwärtig zwischen als und wie tobt, gibt es immer besonders schwierige Grenzfälle. So kann man wohl gebildete Deutsche mit dem größten Eifer darüber streiten hören, ob dreimal so groß als oder dreimal so groß wie richtig sei; der eine hält sich unbedingt daran, daß auf so sich wie beziehen müsse, der andre weist darauf hin, daß dreimal so groß offenbar größer bedeute, folglich nur als gebraucht werden

fönne. Schon die Tatsache, daß unter Gebildeten eine ernstliche Meinungsverschiedenheit darüber bestehen kann, beweist, daß unser Sprachgefühl nicht mehr sicher ist, und das Streben, trotzdem zu einem unbedingten Richtig oder Falsch zu gelangen, erklärt sich nur aus einem Verkennen der Entwicklung. Solange sich die Sprache nicht klar für das eine oder andre entschieden hat, ist für ein schroffes Werturteil kein Platz, und niemand hat das Recht, seinen persönlichen Geschmack zum Gesetz für den Sprachgebrauch der Allgemeinheit zu machen.

So ist auch Duldung nötig in Fällen wie buk : badte, gewoben : gewebt. Wer sich in die Geschichte unsrer Muttersprache vertieft hat, der pflegt eine begreifliche Vorliebe für deutliche Endungen und die schönen starken Zeitwörter zu hegen. Das braucht ihn jedoch nicht zu veranlassen, die Weiterentwicklung der Sprache für schädlich zu halten. Die starken Bildungen sind schöner, die schwachen einfacher und bequemer. Das Ahd. mit seinen vollen Formen und zahlreichen starken Zeitwörtern ist doch unendlich viel ärmer als die Sprache Goethes. Die Entwicklung verläuft nun einmal so, daß neben der Steigerung der Ausdrucksfähigkeit und des geistigen Gehalts einer Sprache eine gewisse Abschleifung der Formschwierigkeiten einhergeht, und zwar nicht nur im Deutschen. Im allgemeinen kann man mit einer solchen Entwicklung wohl zufrieden sein, sie läßt sich aber auch durch Unzufriedenheit mit ihr nicht aus der Welt schaffen. Übrigens täuscht man sich leicht, wenn man in jedem Falle die starke Form für alt und echt hält. Wem gewebt als Entartung erscheint, der weiß nicht immer, daß auch gewoben nicht mehr die alte Form darstellt, sondern eine Übertragung aus der Vergangenheit; eigentlich sollte das Mittelwort weben heißen (wie verwegen neben verwogen); auch der glühendste Verehrer der starken Abwandlung wird nicht mehr wißt sagen, sondern webt. Man möchte wetten, die Formen schund, geschunden seien alt, und doch war schinden ursprünglich schwach; ebensosehr ist Vorsicht angebracht bei der Beurteilung von wiegen und wägen, über deren Geschichte unser heutiges Sprachgefühl keine Auskunft gibt. Andererseits darf die Tatsache, daß fragen eigentlich schwach ist, uns nicht veranlassen, frägt und frug ohne weiteres als falsch abzutun. Daß auch hier die persönliche

Sprachgewohnheit das Urtheil beeinflusst, ergibt sich daraus, daß die Verteidiger der Form frug hauptsächlich Norddeutsche sind, während die Süddeutschen, denen nur fragte geläufig ist, die starke Bildung verwerfen; an fragt nehmen sie weniger Anstoß, weil es auch bei ihnen vorkommt.

Wir sehen, es ist gründlicher, bei offenbarem Schwanken des Gebrauchs mit der Anwendung der Wörter richtig und falsch vorsichtig zu verfahren. Können wir aber nicht die eine der beiden streitenden Erscheinungen dadurch als unrichtig erweisen, daß wir sie als ausgesprochen landschaftlich erkennen? Dies ist der Fall mit der oberdeutschen Mehrzahl Täg; in der Schriftsprache ist allein Tage erlaubt, wengleich die umgelautete Form vereinzelt belegt ist, auch bei Goethe und Schiller. Wir wissen ferner, daß es sich um eine sehr begreifliche und folgerichtige Entwicklung handelt. Die Anerkennung in der Schriftsprache fehlt ihr allerdings, aber anderseits kann die natürliche Sprechweise von Millionen Deutscher doch nicht undeutsch, nicht falsch sein? Wenn wir daher einfach sagen: Tage ist schriftsprachlich, Täg mundartlich, so treffen wir den wirklichen Sachverhalt besser, wir stellen fest, ohne zu urtheilen. Ist nun aber nicht alles Mundartliche als solches verwerflich, mindestens minderwertig? Sicher ist dies: wenn jeder mundartliche Gebrauch in der Schriftsprache erlaubt sein sollte, dann hörte die Einheit der Schriftsprache auf, dann kämen wir auf längst überwundene Zustände zurück. Im Mittelalter verstand man oberdeutsche Bücher in Mittel- und Norddeutschland und umgekehrt nur sehr unvollkommen; auch heute noch verstehen sich ja der Bayer und der Schleswig-Holsteiner, die nur ihre Mundart kennen, so gut wie gar nicht. Erst das allmähliche Durchdringen der Schriftsprache, zu der es schon in mhd. Zeit Ansätze gegeben hat, ermöglichte gegenseitiges Verstehn in Schrift und Wort. Deshalb hat die Schriftsprache, obgleich sie jünger ist, eine unendlich größere Bedeutung als jede, auch die wichtigste und anziehendste Mundart.

Aber wir würden den Mundarten nicht gerecht werden, wenn wir uns mit dieser allgemeinen Feststellung begnügten. Die Schriftsprache ist nichts von der Mundart Wesensverschiednes, nichts turnhoch über ihr Schwebendes; sie kann von gesprochener

Sprache nicht völlig losgelöst werden, auch sie muß sich auf eine wirkliche Sprechweise gründen. Unsrer Schriftsprache beruht auf der oberländischen Mundart, die, hauptsächlich durch die Bedeutung der Bibelübersetzung und sonstigen Schriften Luthers zur Schriftsprache erhoben, bald im Norden und gegen Ende des 18. Jahrhunderts endgültig auch im Süden zur Herrschaft gelangt ist. Aber sie ist nicht rein oberländisch, sondern enthält auch zahlreiche Bestandteile und Eigentümlichkeiten anderer Mundarten. So stützt sich jede Schriftsprache, auch die englische, französische, italienische, auf die Mundart einer kulturell, politisch, wirtschaftlich hochstehenden Landschaft, die das Übergewicht über die andern erlangt hat. In ihr entwickeln sich Wortschatz und Ausdrucksmöglichkeiten sehr viel reicher und schneller als in den Mundarten, da in ihr alle Fortschritte auf geistigem Gebiet in Worte gefaßt werden. So tadelte 1652 der treffliche Niederdeutsche Lauremberg in seinem vierten Scherzgedicht das Hochdeutsche, weil es sich alle 50 Jahre verändere, so daß man in alten Büchern kaum drei Zeilen verstehen könne, während seine Muttersprache immer beständig und fest bleibe. Wenn er sich auch in bezug auf die Unveränderlichkeit des Niederdeutschen irrt, so hat er doch darin recht, daß die Schriftsprache sehr viel stärker fortschreitet. Daher lassen sich jetzt in dieser die schwierigsten wissenschaftlichen Gegenstände behandeln, aber durchaus nicht in der Mundart Fritz Reuters; die Mundart verfügt zwar über einen großen Schatz anschaulicher Bezeichnungen für sinnlich wahrnehmbare Dinge, besonders des täglichen Lebens, aber es fehlt ihr an Allgemeinbegriffen, wie sie sich in der Schriftsprache herausgebildet haben. So erhebt sich die Schriftsprache durch ihren Reichtum, ihre Ausdrucksfähigkeit und durch ihren größern Geltungsbereich über alle Mundarten, sie wird zum Sinnbild völkischer Einheit, wie sie die Vorbedingung unsrer staatlichen Einigung gewesen ist.

In anderer Beziehung entwickelt sie sich langsamer, nämlich auf grammatischem Gebiete. Da sie nicht den Wandlungen jeder einzelnen Mundart folgen kann, so bewahrt sie bisweilen Erscheinungen, die landschaftlich völlig verschwunden sind; da sie genauer festgelegt ist, so zeigt sie überhaupt große Zurückhaltung gegenüber grammatischen Änderungen. Trotzdem dringt

schließlich doch das meiste von dem durch, was in der gesprochenen Sprache allgemein geworden ist, denn die Schriftsprache kann weder ihren Ursprung in der Mundart noch den dauernden Zusammenhang mit ihr verleugnen.

Es gibt keine scharfe Scheidung zwischen Schriftsprache und Mundart; zwischen ihnen steht die Umgangssprache, die sich nach beiden Seiten vielfach abstuft. In feierlicher Rede suchen wir möglichst gemeindeutsch zu sprechen, im vertraulichen Verkehr überlassen wir uns stärker der Mundart. In jeder Gegend unsres Vaterlandes gebraucht auch der Gebildete eine große Anzahl mundartlicher Wörter und Ausdrucksweisen, meist ohne es zu wissen; dem Fremden aber fallen sie sofort auf. So wird für das mitteldeutsche und schriftsprachliche Fleischer landschaftlich Metzger, Selcher, Schlächter, Schlachter gesagt, für Bindfaden Tau, Kordel, Spagat, so stehen nebeneinander Sahne, Rahm, Flott, Schmand, Schmetten, Obers, so gibt es viele mundartliche Bezeichnungen für Pflanzen (Pilze!), Fleischer- und Bäckerwaren, für Geräusche und zahlreiche andre Begriffe des täglichen Lebens. In Hamburg fragt man: Was ist die Uhr? In Leipzig: Wie spät ist es? In München: Wieviel Uhr ist denn? Gerade der Umstand, daß jede Mundart ihr besonderes Wort hat, bewirkt oft, daß die Gemeinsprache keins von allen gebraucht, weil keins auf einem genügend großen Gebiete bekannt ist. Dann hilft sie sich mit einem allgemeineren Ausdruck wie Schnitte Brot für Stulle, Bemme, Hausbrot; Brotecke für Knust, Knaust, Köst, Kampen, Känstchen, Ränstchen, Krüstchen, Knäppchen, der uns durch seine größere Verständlichkeit und Geltung für seine Farblosigkeit entschädigen muß. Zuweilen fehlt es ihr an einem Worte, und wir kommen in Verlegenheit, wenn wir uns schriftsprachlich ausdrücken wollen, da wir fühlen, daß die uns geläufige Bezeichnung mundartlich ist. Das bei der Jugend so beliebte Gleiten auf einer spiegelglatten Schneebahn heißt u. a. glandern, gländern, glennern, glänern, schusseln, schlittern, schindern, schleifen, schlettern, schurren, schlüren, glitschen, fäscheln — welches aber ist das schriftsprachliche Wort? Natürlich findet sich manche landschaftliche Ausdrucksweise auch in der Literatur. Daß Rossiger und Frenssen eine stark mundartlich gefärbte Sprache schreiben, ist bekannt, aber selbst ein Dichter wie Hebbel, der

mit der größten Sorgfalt bemüht war, nur die klassische deutsche Dichtersprache zu gebrauchen, selbst bei Hebbel lassen sich niederdeutsche Eigentümlichkeiten nachweisen. Es gibt vielleicht keinen einzigen völlig mundartfreien deutschen Schriftsteller. Oft werden auf diese Weise neue Wörter für die Schriftsprache gewonnen, die überhaupt einer beständigen Auffrischung aus dem klaren Mundartquell bedarf, wenn sie nicht steif und gekünstelt werden soll. Grade das Deutsch unsrer größten Sprachkünstler, Luthers und Goethes, verdankt seine Anschaulichkeit, Frische und Wirksamkeit zum guten Teil der Mundart; auch der Erfolg der Reden Bismarcks beruht mit auf ihrem natürlichen, volkstümlichen Satzbau.

Mundartlicher Gebrauch kann also, sobald er durch eine bedeutende Persönlichkeit gestützt wird oder über einen großen Teil des Sprachgebietes verbreitet ist, gemeindeutsch werden; ja, die meisten Sprachveränderungen sind nicht anders zu verstehen, als daß sie sich zuerst beim ungezwungenen mundartlichen Sprechen ausgebildet haben. In zweifelhaften Fällen wollen wir daher, auch wenn wir uns nachdrücklich für die schriftsprachliche Bildung entscheiden, stets bedenken, daß das Neue nicht schon deshalb schlechter ist oder weniger Aussicht hat durchzudringen, weil es volkssprachlich ist. Wir wollen es, um nicht ungerecht zu sein gegen die Mundart, die nicht nur älter und wissenschaftlich ebenso wertvoll, sondern auch für das Leben der Gemeinsprache unentbehrlich und nicht scharf von ihr zu trennen ist. Daß wir die eigne Mundart lieben, ist ein natürliches, berechtigtes Gefühl; daß wir nicht sie allein kennen, sondern zur Beherrschung der Schriftsprache zu gelangen suchen, ist ein unumgängliches Erfordernis völkischen Sinnes und höherer Bildung; daß wir in demselben Maße, wie die Schriftsprache für uns an Bedeutung gewinnt und die Mundart zurücktritt, diese als etwas Niedriges und Verächtliches zu betrachten beginnen, das ist ein Zeichen sprachlicher Verbildung.

Eine Schwierigkeit ist noch vorhanden. Müssen wir nicht zugeben, daß mundartliche Sprechweise weniger fein, ja oft unfein und gemein klingt? Zweifellos haben wir bisweilen diese Empfindung. Wir werden aber bedenklich, wenn wir uns erinnern, wie das vielen als besonders niedrig und lächerlich

geltende Obersächsische die Grundlage unsrer Schriftsprache bildet und bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts als das feinste und zierlichste Deutsch erschien. Und dabei ist es sicher, daß die Gebildeten sich früher viel weniger als heute über die Abweichung ihrer heimischen Sprache von der Gemeinsprache klar waren, d. h. daß der gebildete Leipziger von damals ein weit stärker sächsisches Deutsch sprach als der heutige. Wenn noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts die besten Kreise Hamburgs und der Schweiz untereinander regelmäßig ihre Mundart gebrauchten, so hatten sie trotz ihrer feinen Bildung nicht den Eindruck, ihre Sprache sei häßlich und niedrig. Tatsächlich kommt den üblichen Werturteilen über Mundarten („ein greulicher Dialekt“, „kein Mensch kann das Gestammel verstehn“, „klingt furchtbar komisch“ usw.) kein wissenschaftlicher Wert zu — ob sie alt oder in jüngerer Zeit eingedrungen sind, sie haben immer ihre Daseinsberechtigung und ihren Wert. Bei der sächsischen fallen uns grade wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der Schriftsprache die Abweichungen von dieser auf Schritt und Tritt auf, daher erscheint sie besonders fehlerhaft und komisch; ober- und niederdeutsche Mundarten weichen stärker ab, der Vergleich mit der Schriftsprache drängt sich nicht beständig auf — daher scheinen sie uns eigenartiger, selbständiger. Der Hauptgrund aber, weshalb uns die Mundart an sich niedriger klingt als die Schriftsprache, ist der, daß sie heute vorwiegend nur noch von den untern Ständen gesprochen wird, während die Gebildeten möglichst schriftsprachlich zu reden streben: wir übertragen also unsre Vorstellung von den Sprechenden auf das Gesprochne. So ist auch eine einzelne Spracherscheinung nicht ihrem Wesen nach gemein, sondern erscheint uns so wegen ihrer Bedeutung und der Kreise, in denen sie gebraucht wird. Daher wechseln solche Anschauungen im Laufe der Zeit.

Wenn eine Mutter ihr Kind einen süßen kleinen Schelm, einen Schalk oder in halbem Ernst eine Range, einen kleinen Racker nennt, so ahnt sie nicht, welcher schlimmen Sinn diese Worte ursprünglich hatten. Schelm bedeutet: gefallnes Vieh, Aas, dann: verworfener Mensch; Schalk: Knecht, Mensch von gemeiner Gesinnung; Range: Mutterschwein während der Begattung; Racker: Schinder, Hentersknecht. Ebenso hatte das heute so

harmlose *faul* früher eine recht böse Bedeutung, man vergleiche *Fäule*, *verfaulen*, *stinkend faul*; das vornehme Fremdwort *Souper* gehört zu *saufen*. Umgekehrt ist *Aas* mit *essen* verwandt. Wenn Luther dem, der rechtes Deutsch reden will, empfiehlt, den Leuten aufs Maul zu sehen, so ist *Maul* offenbar kein Scheltwort; ja, bei diesem Beispiel, ebenso wie bei *Schnauze*, *fressen* und *saufen* zeigt sich die Eigentümlichkeit, daß sie heute nur dann niedrig sind, wenn sie auf den Menschen bezogen werden, auf Tiere angewandt sind sie einwandfrei. Andererseits kann man wieder sehr gut vom Mäulchen eines Kindes reden. Warum ist im Scherz das Wort *Fressa(bi)lien* erlaubt, während *Fresse* entseßlich gemein klingt? Das erste kann nur von Gebildeten geschaffen sein und wird ursprünglich nur von ihnen gebraucht, das letzte ist ein fast ausschließlich bei den untersten Klassen übliches Schimpfwort. Das mundartliche *nu* klingt gegenüber nun unfein; aber *nu* ist die ältere Form, es steht nicht einmal sicher fest, woher das =n stammt, und ohne Zögern gebrauchen wir sie, wenn wir sagen: im Nu! *Campe* bezeichnete 1807 als niedrig, aber noch nicht verwerflich, nicht nur Wörter wie *saufen*, *Saufbruder*, *Freßsack*, sondern auch *Ehrentrunk*, *Sibel*, *Frühgottesdienst*, *sacht*, *flink*. Das mhd. Wort *minne* sank in seiner Bedeutung allmählich so, daß es um 1500 als unanständig gemieden wurde; im 18. Jahrhundert aber wurde es als edles altertümliches Wort wieder aufgenommen und ist als solches noch heute gebräuchlich, auch in Zusammensetzungen wie *Minnesang*, *Minnedienst*. Kurz, da die Bedeutung der Wörter sich ändern kann, so können sie steigen und fallen — seiner Art nach ist kein Wort vornehm und niedrig, wissenschaftlich sind alle gleich. Nur scheint uns begreiflicher Weise die Sprache der Gebildeten ebenso wie ihre Umgangsformen feiner als die der Ungebildeten. Dem Landmädchen, das in der Stadt dient, klingt die Sprache seiner Herrschaft immer fein, dieser die des Mädchens immer bäurisch und plump.

Natürlich darf uns diese Betrachtung nicht verführen zu verkennen, daß es tatsächlich eine höhere und eine niedere Sprache gibt, daß wir bei einem Vortrage unsre Worte anders wählen und unsre Sätze anders bilden als in der Alltagsprache, daß sich auch darin der Reichtum und die Schönheit unsrer

Muttersprache zeigen — wir wollen nur erkennen, daß all diese verschiedenen Sprechweisen ihre Berechtigung haben, daß die Abgrenzung zwischen ihnen nicht völlig fest ist und sich im Laufe der Zeit verschieben kann, daß also mundartliches Deutsch nicht an sich niedrig ist. Wir wollen nicht glauben, daß bei dem allmählichen Eindringen eines landschaftlichen Wortes oder Gebrauchs in die Schriftsprache ästhetische, sittliche oder völkische Werte in Gefahr gerieten, sondern können der tröstlichen Überzeugung leben, daß es sich auch dabei um regelrechte Sprachentwicklung handelt, wie sie früher schon unzählige Male vorgekommen ist und auch in Zukunft immer wieder eintreten wird.

Sind wir uns darüber klar, daß die Mundarten nicht verderbte Schriftsprache darstellen, so werden wir auch aufhören, irgendeine mundartliche Erscheinung undeutsch und falsch zu nennen, mag sie auch noch so sehr von der gemeinsprachlichen abweichen; für die Mundart ist sie eben richtig. Selbst auf die scheinbar klarsten Fälle wirkt eine eingehendere Betrachtung oft ein andres Licht. Die Verwechslung von mir und mich gilt mit Recht für einen der schlimmsten Sprachfehler, und doch läßt sich auch dabei nicht immer unbedenklich entscheiden. Selbst die Schriftsprache schwankt in einigen Fällen, bei versichern, wo Wenfall und Wemfall bei den Klassikern belegt sind und jetzt wohl der letztere vordringt; bei dünken und kosten, wo neben dem ältern Wenfall der Wemfall nicht selten ist. Sagen wir: er läßt mir oder mich zur Ader? Hier ist unser Sprachgefühl unsicher geworden, weil wir den ursprünglichen Sinn der Redensart, jemandem an der Ader Blut lassen, nicht mehr verstehn. Im Mhd. gilt noch: er hilft mich, er verschweigt mich's, mich genügt dessen, ich rufe dir, ich fürchte mir; bei Goethe heißt es: mich nagt's am Herzen. Die Verteilung von Wemfall und Wenfall war also früher und ist mundartlich noch heute in einigen Punkten anders als in der Schriftsprache. Wenn jemand seine Mundart spricht, so muß er mir und mich nach ihrer Weise setzen, eine willkürliche Bevorzugung des schriftsprachlichen Gebrauchs wäre falsch. Auf dem Gebiete der meisten niederdeutschen Mundarten sind beide Worte zusammengefallen; wer Plattdeutsch als Muttersprache hat, dem gibt sein Sprachgefühl keinen Anhalt für ihre Anwendung im Hochdeutschen,

er wird sich häufig vergreifen. Hier handelt es sich wirklich um eine falsche Übertragung, es kommt etwas heraus, was weder schriftsprachlich noch mundartlich ist. In diesen wie in allen Fällen, wo Schriftdeutsch und landschaftliches Deutsch voneinander abweichen, hat die Schule einzugreifen und das erstere zu lehren, aber ohne das andre als sinnlos und pöbelhaft hinzustellen. — Mit dem Verständnis für das Wesen der Sprachentwicklung wird auch das Verständnis für die Mundarten wachsen. Daran fehlt es noch immer sehr, trotz unverkennbarer Fortschritte. Ein Zeichen solchen Verständnisses ist es jedenfalls nicht, wenn sich in norddeutschen Städten die Gebildeten von den plattdeutschen Vereinen fernhalten und die Zahl der Besucher von Vortragsabenden immer mehr zusammenschmilzt.

2. Sprache und Logik.

In dem Bemühen, bei schwankendem Sprachgebrauch zu einer sichern Entscheidung zu gelangen, wendet man häufig ein sehr bequemes, anscheinend untrügliches Mittel an: man prüft das Neue daraufhin, ob es vom logischen Standpunkte untadlig ist. Ist dies nicht der Fall, so glaubt man es als verwerflich nachgewiesen zu haben. Man liest manchmal: Der Flieger landete auf dem Haff, nahm auf der See eine Notlandung vor. Nichts scheint einleuchtender, unwiderleglicher als der Einwand: auf dem Wasser landen ist unlogisch, unmöglich, also einfach falsch. Und doch darf man nicht so schnell urteilen. Das Niedergehen von Flugzeugen wird landen genannt, weil sie anfänglich nur auf das Land niedergingen; wenn sie sich heute auch auf das Wasser herablassen können, so bleibt der Vorgang, das Niedergehen, ganz der gleiche; in dem Worte landen tritt die Ableitung von Land zurück, der Begriff des Niedergehens ausschließlich in den Vordergrund, und so ist der beanstandete Ausdruck begrifflich und zulässig. Da freilich jedermann ohne irgendwelche sprachwissenschaftlichen Kenntnisse imstande ist, eine solche logische Kritik zu üben, so mag es wohl sein, daß sich landen in dem allgemeinen Sinne nicht durchsetzt; natürlich wäre es auch kein Schade, wenn sich daneben die Neubildung wassern einbürgerte. Wesentlich aber ist, daß wir in dieser Frage zu einer klaren Anschauung gelangen.

In unsrer Sprache gibt es wie in jeder andern zahlreiche Ausdrucksweisen, die logisch unhaltbar sind. Bei Brettspielen bedienen wir uns schwarzer und weißer Steine — ja, sind es wirklich Steine? Sind diese Figuren nicht aus Holz, Horn, Elfenbein? Neben Rohrstoß, Rohrzucker haben wir Zusammensetzungen wie Wasserrohr, Rohrleitung, bei denen es sich nie um wirkliches Rohr handelt. Wischen, früher wechsen, bedeutet eigentlich: mit Wachs bestreichen; wie oft gebrauchen wir es noch in diesem Sinne? Wir sprechen von Jagdflinte, Flintenschuß und benutzen doch gar keine Flinten, d. h. Stein- schloßgewehre mehr. In Sportberichten liest man wohl von einer Damen-Schlagball-Mannschaft, eine Frau kann sagen: Ich konnte der Trauer, die mich übermannte, nicht Herr werden. Der logische Widerspruch der Bezeichnungen: alte Jungfer, alter Jung- felle liegt auf der Hand — wir beanstanden sie nicht. Wir sagen: morgen Abend, Fensterscheibe, Silbergulden, Wachsstreichhölzer, Goldplombe, trockner Humor, Stahlfeder, obwohl morgens und Abends Gegensätze, unsre Fenster meist nicht rund sind, ein Gold- üß (Gulden = golden) nicht aus Silber, ein Holz nicht aus Wachs in kann, Plombe eigentlich Blei, humor Feuchtigkeit heißt und weder vom Vogel stammen. Ein Bleistift enthält kein Blei, eine Bleifeder weder Blei noch eine Vogelfeder, Himbeerlimonade keinen Zitronensaft (limon = Zitrone), der Kürab ist nicht aus Leder (cuir). Bisweilen machen wir wunderliche Zahlenkunst- stücke: zerbricht etwas in 3, 4 Teile, so sagen wir ohne Arg, sei entzwei. Wieviel ist $8 + 8$? Nicht etwa 16, sondern 14! Ich bin heute über 8 Tage und noch einmal über 8 Tage ist ich viel wie heute über 14 Tage! In der Schule gibt es 45 = Minuten = Stunde! Wir nennen den 9. bis 12. Monat September, Oktober, November, Dezember; darin aber nicht die lateinischen Zahlwörter 7 bis 10, septem, octo, nona, decem; September sollte also wie im altrömischen Kalender, das mit dem März begann, der Name für den 7., Oktober für den 8. Monat sein usw. Aber all diese Ausdrücke sind uns so geläufig, daß wir von dem innern Widerspruch, den sie enthalten, nichts merken. Nur an alles Neue legt man sich an, wie wir sehen nicht immer sprachgemäßen Maßstab an, zwar nicht nur in Fällen, die so angreifbar sind wie die

eben genannten. „Was ist fertigstellen? Das Wort kann doch vernünftigerweise nichts anderes bedeuten, als eine Sache so lange hin- und herstellen, so lange an ihr gleichsam herumstellen, bis sie — steht.“ Oder: „Ein Wagnerverehrer — das könnte doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig jeden verehrt, der Wagner heißt. Wer das nicht fühlt, der stamme weiter, dem ist eben nicht zu helfen.“ Diese Kritik, die sich in einem viel gelesenen Buche findet, ist logisch völlig berechtigt; da das erste Wort tatsächlich aus fertig und stellen besteht, in dem zweiten der Name Wagner ohne jede Erläuterung enthalten ist, so muß man zu der angeführten Auffassung kommen, wenn man die Logik anwendet und — seinen Verstand ausschaltet.

So kann man jedes Wort zerpfücken: wir kennen die Worte Feld und Herr; der Herr eines Feldes, der Feldherr, kann also nur ein Bauer oder Gutsbesitzer sein. Wer das nicht fühlt... Oder: Was ist Frühstück? Das Wort kann doch vernünftigerweise nichts anderes bedeuten als ein Stück, das früh ist, aber im Leben nicht ein belegtes Butterbrot mit einer Tasse Tee! Ebenso gut könnten wir statt Abendbrot Spätstück sagen! Oder: Ein Seger — das könnte doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig alles Lebendige und Tote, das ihm in den Weg läuft, zum Sigen bringt! Ja, selbst bei einem so einfachen Wort wie Tag macht es keine Mühe, zu erweisen, daß wir es in unlogischer, unsinniger Weise gebrauchen. Tag bedeutet im Gegensatz zur Nacht die Zeit der Helle: es wird Tag, die Zeit der langen Tage. Man fühlt diese Grundbedeutung noch heraus, wenn im Bergbau von Arbeit unter Tag gesprochen wird; aber oft faßt man es dabei geradezu als Erdoberfläche, was doch ganz falsch ist. Drei Tage lang — damit meinen wir nicht nur die Zeit der Helle, sondern zugleich die Nächte, nämlich 3×24 Stunden. Ist das logisch? Können wir so scharfe Gegensätze wie Tag und Nacht in einem von beiden Wörtern zusammenfassen? Versteht man unter hell zugleich dunkel? Als scharfe Logiker müßten wir also in Zukunft sagen: heute über 14 Tage und 14 Nächte. Der Ausdruck: ich habe böse Tage hinter mir, wird sogar in dem unerhörten Sinne gebraucht, daß wir gar nicht mehr an Tage denken, sondern nur eine schlimme Zeit meinen. Ein Verbandstag dauert oft mehrere Tage, und das tollste ist, daß Tag sogar

eine Menge Menschen bedeuten kann: der Reichstag ist zusammengetreten; was aber fängt dieser spaßige Tag, der kein Tag ist, mit sich selber an, wenn er sich ver—tagt? Sehen wir endlich, was sich Dichter erlauben, dann hört alles auf. Goethe bringt es fertig zu sagen: „Arm am Beutel, krank am Herzen, schleppt' ich meine langen Tage.“ Lange Sommertage sind offenbar nicht gemeint, sondern gewöhnliche: wie können die lang sein, da sie doch alle gleichmäßig 24 Stunden haben? Wie kann man Tage schleppen?

Genug des Scherzes. Es gibt wenig Bestandteile des Deutschen, die man uns nicht verleiden könnte durch eine bequeme, aber sprachwidrige und lächerliche Logik, der man, trotz aller Bekämpfung, in Wort und Schrift immer wieder begegnet. Die Sprache, unsre wie jede andre, hat sich nicht durch bewußte Denkarbeit entwickelt, sondern durch ungeschultes volkstümliches Denken. Und es ist gut so. Eine kurze Überlegung zeigt, zu welchen Ungeheuerlichkeiten die Herrschaft der Logik führen würde. Sie würde z. B. verlangen, jedes Zeitwort, das in bestimmter Weise von einem Hauptwort abgeleitet ist (hausen: Haus, landen: Land), müsse zu diesem auch stets in dem gleichen Bedeutungsverhältnis stehen. Gehen wir also davon aus, daß hausen bedeutet: in einem Hause wohnen, so müßte landen heißen: in einem Lande wohnen; tatsächlich hat es den Sinn: an (jetzt auch auf) das Land kommen. Dagegen bedeutet pfänden: als Pfand nehmen, schlagen: einen Schlag führen, schulen: durch Schule bilden, fischen gar: Fische fangen, fassen hat mit Faß kaum noch etwas zu tun, kurz, es zeigen sich die stärksten Verschiedenheiten. Erwägen wir ferner, daß hausen noch manche andre Bedeutung hat und hatte und daß man es dem Zeitwort nicht ansehen kann, ob es wirklich von dem Hauptwort abgeleitet ist, denn es kann auch umgekehrt sein, so wird die Mannigfaltigkeit unübersehbar. Wir mögen sie unlogisch nennen, doch ist das Bedeutungsverhältnis in jedem einzelnen Falle zweckmäßig, natürlich und naheliegend, es hat sich allmählich entwickelt und ist uns vertraut, und wir möchten diese Bildungsweise nicht gegen eine künstlich zu schaffende logische vertauschen, die sehr gelehrt und wissenschaftlich, aber im höchsten Maße umständlich, ja unbrauchbar wäre — wenn sie sich nämlich durchführen ließe! Es ist nicht abzusehen, wo-

hin uns die Logik bringen würde; da ein 20-Markstück nicht aus reinem Golde besteht, so dürften wir es nicht Goldstück nennen, sondern etwa Neunzehntelgoldeinzehntelkupferstück oder müßten ganz auf das Wort verzichten — eine unerträgliche Kleinlichkeit würde die Sprache durchdringen, gegenüber welcher der bestehende unlogische Zustand wahrhaft großzügig erscheint: er allein entspricht dem praktischen Bedürfnis und herrscht daher in allen Sprachen.

Die Logik kennt keine Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung. Der liebevoll forschende Blick des Sprachfreundes entdeckt an tausend Stellen die köstlichsten Zeugnisse früherer Geittung, auf Schritt und Tritt offenbaren sich ihm Denkart und Anschauungsweise unsrer Vorfahren, immer anziehend und bedeutsam, man denke nur an Hagestolz, Pfahlbürger, Schildwache, elend, Hexenschuß, schenken, gefallen: alle diese vom sprach- und kulturgeschichtlichen Standpunkte so reizvollen Worte sind für die logische Betrachtung in der heutigen Sprache nur sinnlos. Jede Bedeutungsübertragung, wie sie doch unzählige Male vorkommt (Landzunge, Brückenkopf, Straßenneß, sich den Kopf zerbrechen, Truppen gegen den Feind werfen oder im Munde des Redners: „Ich gehe noch viel weiter“), alles das ist unlogisch. Wir sehen, gegenüber dem unendlichen Reichtum und der wunderbaren Mannigfaltigkeit der lebendigen Sprache ist die Logik arm und blutleer; mit ihrer Hilfe allein können wir nicht über richtig oder falsch entscheiden, ihre Anwendung ohne Kenntnis der Sprachgeschichte kann nur Unheil anrichten. Wir sollen logisch denken und unsre Gedanken klar aussprechen; die einzelne Spracherscheinung auf die ihr innewohnende Logik hin untersuchen und danach beurteilen, heißt das Wesen der Sprache verkennen.

3. Sprachkritik.

Unsre bisherigen Erwägungen haben erkennen lassen, daß es viel schwieriger ist, als man meinen sollte, zu einer scharfen Erfassung des Begriffs Sprachrichtigkeit zu kommen. Immer erscheint die Sachlage bei näherem Zusehen nicht so einfach, daß man kurzerhand entscheiden könnte, immer gilt es in der Beurteilung vorsichtig sein. Schön, sagt der Leser, wir wollen milde

sein und jeglichen guten Sprachgebrauch dulden, aber offenbaren Mißbrauch dürfen wir doch nicht durchgehen lassen? Nein, ganz gewiß nicht! Wir nähern uns daher einem sichern Ergebnis, wenn wir nur genau feststellen können, was offener Mißbrauch ist. Ja, was ist Mißbrauch? Viele betrachten grundtätlich alles Neue, in der Schriftsprache noch nicht Anerkannte als Mißbrauch — wir wissen, daß sich diese Auffassung nicht halten läßt. Andre verstehen darunter das, was ihnen selbst nicht geläufig ist — auch auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Nehmen wir einmal einen gedachten Fall. Wenn sich neben der schriftsprachlichen Form eines Wortes noch die abweichende einer Mundart eindrängen wollte, so daß wir dann zwei Gestalten desselben Wortes ohne sorgfältige Scheidung nebeneinander hätten, das wäre doch sicher Mißbrauch, dabei könnte doch nichts für die Sprache Wertvolles herauskommen? Nun, die beiden Formen heißen drücken und drucken, bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden die Bedeutungen noch nicht scharf in der heutigen Weise geschieden; haben wir nicht allen Grund, uns zu freuen, daß unsre Vorfahren das oberdeutsche drucken nicht als mißbräuchlich aus der Schriftsprache verbannten? Ähnliche Fälle gibt es viele.

Betrachten wir einen noch bezeichnenderen. Würde eine aus zwei Wörtern bestehende Zusammensetzung so mißverstanden, zöge, und bildete dieser falsch abgetrennte zweite Bestandteil daß man den letzten Buchstaben des ersten Wortes zum zweiten nun ein selbständiges Wort — eine solche Mißform dürften wir doch nicht dulden? Das ahd. nihein (auch nicht einer) besteht aus nih und ein; im mhd. nechein hält man nun ne- für die Verneinung, läßt es weg, und es entsteht unser Wort kein! Niemand wird behaupten, daß dies eine musterhafte Art Sprachentwicklung sei, was aber dabei herausgekommen ist, ist gut, man sieht dem Worte seine Bildung nicht an, es ist uns unentbehrlich. Also die Entscheidung über Brauch und Mißbrauch ist gar nicht leicht; sie ist so schwer, daß wir unsre Betrachtung unterbrechen wollen, um zu sehen, was bekannte Schriftsteller und Gelehrte bisher für Mißbrauch erklärt haben.

Luther tadelt das Schweizerdeutsch Zwinglis und spottet über Verwunderung, Langweile, Gelassenheit, beherzigen, ersprieß-

lich. Gottsched und seine Anhänger mißbilligen Beeinträchtigung, Urbild, wörtlich, Mitglied, zerstreut (für distract), die Mehrzahlen Orte, Pläne; Sammler gilt ihnen als gradezu undeutsch, von Völkerwanderung wird bewiesen, daß es eine unangemessene Bildung sei und dafür Sitzveränderungen der Völker, Wohnungsveränderungen vorgeschlagen. Gottscheds getreuer Schildknappe, der Freiherr von Schönau, verwirft Abbild, Abhang (er verlangt Seite des Berges), das All, anstarren für anschauen, die Altvordern; über einsiedlerisch bemerkt er, man könne auf eben die Art bettlerisch statt arm sagen; über Kelchglas, es sei ebenso, als wenn man Kelchbecher, auf deutsch Becherbecher sage; er spottet über: an den Lippen hängen, Luftmeer u. a. Der Pater Dornblüth nennt das von Gottsched gebrauchte Geschmaç im übertragenen Sinne (der gute Geschmaç) eine alberne Neubildung. Adelung warnt vor den veralteten und lächerlichen Wörtern Abenteuer, beginnen, behagen, Meisterschaft, Wonne, Absage, beseligen; er tadelt: gar lieblich anzusehen, dem Worte Liebreiz „klebt etwas Widriges an“; „man hüte sich, daß man das veraltete ekelhafte: und es begab sich, nicht wieder in die historische Schreibart aufnehme“; nur im gemeinen Leben darf man hastig, Heimat, sacht, schlicht, träumerisch gebrauchen.

Als Tieck im Blonden Eckert die prächtige Neubildung Wald-einsamkeit anwandte, da war die ganze Gesellschaft feingebildeter Menschen, der er das Märchen vorlas, einig in der Verurteilung dieses undeutschen und unerhörten Wortes. Jean Paul und viele andre wollen das Binde-s ausrotten, reden von S-Kräze und S-Unfug und fordern statt Hoffnungsfreude, Ausgrabungsarbeiten: Hoffnungsfreude, Arbeiten der Ausgrabung. Schopenhauer nennt Stickstoff ein häßliches tafophonisches Wort; daß man in der Anatomie von Pulsader, Blutader, Fruchthalter, Fruchtleiter spricht, erscheint ihm „ganz unausstehlich und noch dazu gemein und barbiiergefellenhaft“. Er mißbilligt Nachweis statt Nachweisung; das Salz darf man nicht löslich, sondern nur auflöslich nennen. Nach Müllenhoff kann ein Vorredner nur jemand sein, der den Leuten etwas vorredet, Trautmann verwirft die Formen selbst, jezt, der einzelne und will dafür selbs, jez, der einzele einführen.

Wustmann tadelt außer zahllosem anderm, daß man unter

eigentümlich nur noch seltsam, wunderbarlich verstehe und für die ältere Bedeutung eigenartig sage; er verurteilt gestatten, Vorstrafe („unsäglich albern“), Vorjahr, die häßliche sächliche Einzahl das Gehalt und die gemeine Mehrzahl Gehälter: „Die gute Sprache kennt nur den Gehalt und die Gehalte.“ Die Mehrzahlen Böden, Herzöge sind falsch, statt Zerstreutheit will er Zerstreung, „gradezu stumpfsinnig“ sind die greulichen Modewörter klarlegen und klarstellen gebildet. Nur ein ganz unklarer Kopf kann schreiben: „Schon seit Jahren hatte sich herausgestellt, daß die Räume unzureichend seien.“ Doppelt anstößig ist: „Ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute schon stark genug ist,“ ebenso: „Ich will nicht damit sagen, daß die Sittlichkeit darunter leidet.“

Es wäre leicht, diesem Verzeichnis die zehnfache Länge zu geben, doch mögen diese Proben genügen. Man erschrickt über die harten Urteile von Männern, die zweifellos die redlichste Absicht hatten. Sie fühlten sich so sicher, die gute Sache der Muttersprache zu führen, und doch hat ihnen die Entwicklung unrecht gegeben. Wir sind in den meisten Fällen gar nicht mehr imstande zu begreifen, was ihnen an den genannten Bildungen so schlimm erschien, und können darin, daß wir sie gebrauchen, kein Zeichen für den Niedergang unsrer Sprache erblicken. Sie haben sich auch wirklich von keinen gewichtigeren Gründen bestimmen lassen, als den unzulänglichen, die wir bereits kennen, von persönlichem Sprachgebrauch, logischen Erwägungen, bisweilen von einer unpassenden Analogie. Gegen Altvordern wendet Schönau ein, man könne dann auch Junghintern sagen; aber wir wissen, daß weder unsre Muttersprache noch sonst eine so schematisch aufgebaut ist, daß jeder Analogieschluß beweisend wäre; wir sagen: zu Anfang, aber nie: zu Schluß, wir bilden unfest, aber nicht unhart. Selbst bei einer künstlichen Sprache wie dem Esperanto werden von unzähligen denkbaren Ableitungen und Zusammensetzungen verhältnismäßig wenige wirklich gebildet. Die Mehrzahl dieser Kritiker ist sich über das Wesen der Sprachentwicklung nicht klar, und das ist bei den ältern begreiflich, die deutsche Sprachwissenschaft beginnt ja eig'nlich erst mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Wustmann aber weiß schon genau, daß die Sprache sich entwickelt, daß Wörter ihren

Sinn ändern können und vieles andre — aber er weiß es nur gedanklich, er wendet dieses Wissen nicht an, sondern versemf alles, was ihm nicht geläufig ist, und billigt anderseits ganz unschriftsprachliche Eigentümlichkeiten seiner Mundart. Wissenschaftliche Gründe aber vermissen wir bei allen, und statt daß wir Sicherheit darüber erlangt hätten, woran das Sprachwidrige zu erkennen sei, sind wir nur in hohem Maße mißtrauisch geworden gegenüber schroffen Verurteilungen einzelner Spracherscheinungen.

Leider läßt sich nicht sagen, daß diese oberflächliche Sprachmeisterei in unsern Tagen aufgehört habe. Im Gegenteil. In Büchern, Zeitschriften und Zeitungen finden wir immer aufs neue absprechende Äußerungen über allgemein übliche Ausdrucksweisen. Jeder fühlt sich berechtigt, über dies oder das zu spötn, ohne irgendwelchen stichhaltigen Grund anführen zu können. Alle diese Sprachärzte sind sich darin einig, daß sie ganz sicher zu wissen glauben, was Mißbrauch ist; aber nicht zwei von ihnen sind in allen Punkten einer Meinung. Liest man Wustmanns „Sprachdummheiten“ oder eins der verwandten Bücher, so läßt man sich vielleicht von dem ehrlichen Zorn des Verfassers anstecken, läßt sich überzeugen, wie allein die Befolgung seiner Grundsätze den drohenden Niedergang der Sprache aufhalten könne; man wird aber stußig, wenn der nächste in vielen Fällen genau das Gegenteil sagt und ebenso unbedingt Glauben fordert. Es fehlt ihnen eben der einheitliche Maßstab für die Prüfung auf Sprachrichtigkeit hin. So ist denn der einzige gemeinsame Eindruck dieser Darstellungen der, daß es mit unserm heutigen Deutsch überaus traurig bestellt sein muß; es heißt, daß „von allen Sprachen, die heute von maßgebenden Völkern geredet werden, unsre die unfertigste, unbeholfenste, unvornehmste, unliebenswürdigste ist“. Man will in uns die Überzeugung wachrufen, daß sie sich „in einem Zustand der Ordnungslosigkeit, Unfertigkeit und Unsicherheit befinde, der sie den wohlgeordneten Sprachen der Alten und unsrer großen westlichen Nachbarvölker gegenüber durchaus minderwertig erscheinen läßt und dem Hohn des Auslandes zum willkommenen Ziel dient“. Diese beiden Klagerufe sind also völlig auf einen Ton gestimmt, und doch könnte der Verfasser von Nummer eins

grade das Deutsch von Nummer zwei als Beweis für den Verfall unsrer Sprache anführen, denn nach seiner Anschauung kommen darin vier grobe Fehler vor (das s in Ordnungslosigkeit, die fehlende Endung in Zustand, Hohn und Ziel). Nach diesen Tadeln gibt es nicht einen Dichter, Gelehrten oder Schriftsteller irgendwelcher Art, der mustergültiges Deutsch schriebe. Wer Goethe ausnehmen möchte, täuscht sich, denn fast jede „Sprachdummheit“ läßt sich bei ihm belegen. Auch kein anderer Klassiker, weder Keller, Meyer, Storm noch ein zeitgenössischer Dichter, kann vor diesen gestrengen Richtern bestehen. Einerseits preist man Luther, Goethe, Bismarck als Meister der Sprache, andererseits weiß man es doch viel besser und erklärt hundert Spracherscheinungen, die sich auch bei diesen Großen finden, für fehlerhaft. Adelung sprach es am Ende des 18. Jahrhunderts offen aus, unsre Sprache habe keinen einzigen wahrhaft klassischen Schriftsteller; Luthers Bibel als Muster einer reinen deutschen Schreibart anzupreisen, ist ihm ein bedauerliches Vorurteil, aber selbst „Gellert, der reinste Schriftsteller, den wir aufweisen können, hat eine Menge meißnischer Provinzialausdrücke, und doch ist Gellert einer von den wenigen schönen Geistern, die ihre Sprache kritisch kennen und diese Kenntnis auszuüben suchen“. So bleiben denn als einzige wirkliche Sprachkünstler diese Kritiker selbst übrig, die freilich auch keine geschlossene Schar von Schreibern reinen Deutschen bilden, da jeder von ihnen die Fehler der andern klar erkennt und nur sich allein als wahren Kenner betrachtet.

Diese Klagen haben bewirkt, daß der gebildete Deutsche heute mehr als früher auf seine Sprache achtet und sich ängstlich bemüht, gutes und richtiges Deutsch zu schreiben. Die Frage: richtig oder falsch? wird daher immer wieder aufgeworfen und besprochen. Aber angesichts der Schwierigkeit, einen untrüglichen Maßstab für Richtigkeit zu finden, macht sich bei solchen Erörterungen unter dem Einfluß der endlosen Sprachkritteleien vielfach eine spitzfindige Auffassung geltend. Selbst eine so berechnete Forderung wie die der Klarheit des Ausdrucks wird dabei so kleinlich ausgelegt, daß sie aufhört, sprachgemäß zu sein. Man betrachtet jede Wendung als unklar, der man mit einigem bösen Willen auch eine nicht beabsichtigte Bedeutung unterlegen

kann, sei sie noch so fernliegend oder sinnlos. So soll der Satz: „Der Tod des trefflichen Mannes, dem wir so viel zu verdanken haben“ falsch gebildet sein, weil sich das Fürwort dem nur auf Tod beziehen könne. Das ist eine rein äußerliche Auffassung von der Sprache; sie wäre nur berechtigt, wenn Sprache von und für Menschen geschrieben würde, die sich nur an die grammatische Beziehung klammern könnten, aber nicht den Verstand hätten zu erkennen, welche Bedeutung der Sinn des Ganzen fordert, d. h. wenn sie von Narren für Narren bestimmt wäre. Der Unbefangne kommt niemals auf solche Haarspaltereien, und doch ist er ihnen gegenüber oft ganz wehrlos. Selbst ruhige und besonnene Sprachfreunde lassen sich verführen, eine ihnen mißliebige Erscheinung mit derartigen Gründen zu bekämpfen. Ein hervorragender Schriftsteller, der in tausend andern Fällen die freiere Auffassung vertritt, sagt in einem ausgezeichneten Stilbuche, der Satz: „Wir müssen den Alkohol höher besteuern wie in der Schweiz,“ sei für grammatisch ungebildete Menschen überhaupt unverständlich, der grammatisch saubere Mensch aber könne ihn nur so verstehen: „Wir müssen den Alkohol höher besteuern (als bisher), wie man das auch in der Schweiz tut.“ Allein diese Anschauung kann sich nur in dem zergliedernden Betrachter am Schreibtisch bilden; beim Sprechen klingt der Satz, je nachdem „höher als“ oder „ebenso hoch wie“ gemeint ist, so verschieden, daß weder der Ungebildete noch der Gebildete ihn mißverstehen kann; in der Schrift würde der Zusammenhang und in der letzten Bedeutung ein Komma jeden Zweifel ausschließen. Zweideutig ist er nur, wenn er aus seiner natürlichen Verbindung gelöst wird — aber solche Einzelsätze, wie die Sprachlehre sie als Übungsbeispiele kennt, sprechen und schreiben wir ja nie. Die Ausdrucksweise: ein selten schönes Mädchen, wird heftig bekriegt, weil sie eigentlich nur heißen könne: ein Mädchen, das nicht oft schön ist. Dabei bedenkt man nicht, daß diese Deutung sinnlos ist und der Zusammenhang Klarheit bringt. Die Entwicklung: selten vorkommend, zu: ungewöhnlich, hervorragend, ist die natürlichste, die sich denken läßt, sie findet sich auch in andern Sprachen; vom Beiwort wird dieser Sinn auf das Umstandswort übertragen. Kann sich in einigen Fällen wirklich ein ernstlicher Zweifel erheben, so ist das kein Grund,

den Gebrauch in allen Fällen zu verurteilen. Selbst der Sinn des Beiworts ist nicht in jedem für sich betrachteten Satze klar: „Wie selten das Verdienst der Schönen auch sei, so hat unser Herr Gott sei Dank doch auch seinen Wert.“ Aber dieser Satz stammt von einem Klassiker der angeblich klarsten aller Sprachen, von Molière, und lautet französisch:

Quelque rare que soit le mérite des belles,
Je pense, Dieu merci, qu'on vaut son prix comme elles.

Fassen wir den Begriff Klarheit in dieser engherzigen Weise, dann gibt es keinen Schriftsteller der Welt, der klar geschrieben hätte. Man nehme ein Stück anerkannt guter Prosa, und man wird sehen, wie leicht man dem Verfasser hie und da die Worte im Munde verdrehen kann. Wenn es in General Gröners Aufruf vom April 1917 heißt: „Wer wagt es, nicht zu arbeiten, wenn Hindenburg es befiehlt?“, so bedeutet das dem Wortklauber: Hindenburg befiehlt, nicht zu arbeiten! Ob wohl ein einziger Arbeiter den Satz so verstanden hat? Auch bei den alten Klassikern gibt es wie bei Dante, Cervantes, Shakespeare, Molière und Goethe Stellen, deren Verstehn Mühe macht, ja sogar wirklich verschiedene Auffassungen zuläßt; alle diese Großen haben sich also in ihrer Muttersprache nicht klar ausdrücken können.

In allen Sprachen finden sich Worte, die bei äußerlicher Auffassung unerträglich zweideutig erscheinen. Im ältern Deutsch hatte kein zwei einander entgegengesetzte, sich ausschließende Bedeutungen: es hieß nämlich nicht nur dasselbe wie in der heutigen Sprache, sondern auch das Gegenteil: irgendein. Muß da nicht die größte Verwirrung geherrscht haben? Hören wir, was das Grimmsche Wörterbuch darüber sagt: „... eine Zweideutigkeit der Bedeutung in einem so wichtigen Worte, die auf den ersten Blick höchst seltsam aussieht, als müßte damit alle Sicherheit der Rede wankend werden. Im Gebrauch jedoch, unter Mitwirkung der syntaktischen Gesetze, verschwindet diese Unsicherheit.“ Im Französischen besteht ein solcher Zustand noch heute: rien bedeutet etwas und nichts, plus d'argent heißt mehr Geld und kein Geld mehr. Die Sätze: Ich habe mich versehen; es ist vollständig verzeichnet; er wollte und wollte nicht, können grundverschiednen Sinn haben, und doch verwechseln wir ebenso wenig wie in zahllosen ähnlichen Fällen.

Die Verbreitung dieses sprachwidrigen Strebens nach unbedingter Eindeutigkeit führt gradezu zu einer Deutlichkeitsucht. Einer meiner ersten Lehrer duldet nie, daß wir sagten: das Wort wird groß geschrieben, er verlangte: mit einem großen Anfangsbuchstaben. Wer etwas zu schreiben hat, der achtet mit peinlicher Sorgfalt darauf, sich so auszudrücken, daß auch bei der bösesten Absicht kein Mißverständnis denkbar ist. Eben dadurch entsteht bisweilen eine schwülstige, papierne, ja spaßhaft wirkende Ausdrucksweise. Aus der Bibel wissen wir von der Speisung der 5000; dennoch wagt heute keine Stadtverwaltung, die etwas auf sich hält, eine Kinderspeisung anzukündigen: schon die kleinsten Kindlein haben ja eine Abneigung dagegen, sich verspeisen zu lassen, und so wird zur Beruhigung ängstlicher Gemüther Bespeisung gesagt. In einer mitteldeutschen Stadt gab es eine nach einem verdienten Bürger benannte Wuchererstraße. Plötzlich machten ihre Bewohner die Entdeckung, der Name sei ehrenrührig: mußte nicht jeder, dem der Mann unbekannt war, annehmen, in dieser Straße wohnten nur Wucherer, die etwa von den Behörden zwangsweise hier untergebracht worden seien? Da hat denn die Straße einen Vornamen bekommen, heißt Ludwig-Wucherer-Straße, und frei atmeten hinfort die bedauernswerten Opfer einer sträflich leichtfertigen Namengebung. Im Gefolge solcher Deutlichkeitsucht hat sich die Vorstellung entwickelt, eine gute Bezeichnung müsse den gesamten Inhalt und Umfang des Begriffs ausdrücken; so wird der Bußtag zum Buß- und Betttag, die Irrenanstalt zur Heil- und Pflgeanstalt für Geistesranke, die Sparkasse zur Spar- und Leihkasse, woraus künftig das noch genauere Spar-, Leih- und Wertpapieraufbewahrungs- und Verwaltungskasse entstehen mag. Hierher gehören u. v. a.: Wach- und Schließgesellschaft, Hoch- und Untergrundbahn, Hof- und Domchor, Bild- und Filmmamt, Eisenbahn-Ent- und -Beladedienst, Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt; dies sind dann freilich mehr Beschreibungen als Bezeichnungen. Ein dem König von Sachsen zu Ehren benannter Weg in den Dolomiten heißt kurz und treffend: König-Friedrich-August-von-Sachsen-Höhenweg. Dabei drängt sich einem unwillkürlich der Wunsch auf, es möchte noch eine kleine Lebensbeschreibung mit einigen Jahreszahlen in

den Namen hineingearbeitet sein, in 50 Jahren weiß sonst kein Mensch mehr genügend Bescheid. Nicht einmal der Name Hindenburg genügt: wir haben jetzt eine Generalfeldmarschall-von-Hindenburg-Brücke. Angesichts solcher Wortungetüme begreift man, wie die Zusammenschreibung der Anfangsbuchstaben (Hapag usw.) immer häufiger wird, sie ist einfach als Notwehr aufzufassen.

4. Lehnwörter, Fremdwörter, Fremdnamen.

Das für den gewissenhaften Deutschen so bezeichnende Verlangen nach Genauigkeit und Richtigkeit um jeden Preis zeigt sich auch in unserm Verhalten Fremdwörtern und fremden Eigennamen gegenüber. Wir pflegen heute mit besonderm Nachdruck ihren richtigen Gebrauch zu fordern, d. h. sie sollen so gesprochen, geschrieben und in demselben Sinne angewendet werden wie in der Sprache, aus der sie stammen. Die geschichtliche Betrachtung wird uns Klarheit darüber geben, wie wir uns am besten zu verhalten haben. Das Wort Tisch ist kein ursprünglich deutsches, sondern nichts andres als das griechisch-lateinische *discus* Wurfscheibe. Wenn wir es richtig gebrauchen wollten, müßten wir dann nicht wieder auf diese Form und diesen Sinne zurückgehn? Niemand denkt daran. Übrigens hatte es, als es zu uns kam, schon die Bedeutung Schüssel, wie noch heute das englische *dish*. Die Weiterentwicklung ist: Tischplatte, die auf ein Gestell gelegt wird, dann wird das Gestell einbegriffen; heute verstehen wir darunter sogar Essenszeit (vor, nach Tisch) und das Essen selbst (einen guten Tisch führen, Nach Tisch). Das Wort hat also im Deutschen eine ganz selbständige Entwicklung durchgemacht. Andre Sprachen machen es genau so; im Französischen gibt es außer *disque* noch *dais* Baldachin, im Englischen außer *disc* noch *desk* Pult und *dais* Podium. So haben sich zahlreiche andre fremde Worte in der Form, teils auch in der Bedeutung stark verändert, man vergleiche Schüssel (*scutella*), Speise (*spe(n)sa* von *expendere* ausgeben, das auch in *spenden*, *spendieren* steckt), Ziegel (*tegula*), Bezirk (zu *circus*), Bis(marck) aus Bischofs(marck) (*episcopus*). Die Eindeutschung ist also oft vollkommen und der Abstand von dem fremden Worte so groß geworden, daß dieses zum zweiten Male entlehnt werden konnte, ohne daß man den

Zusammenhang merkte: *Distus*, *Zirkus*, *Episkopat*. Das lateinische *palatium* haben wir sogar in drei verschiedenen Formen: *Pfalz*, *Palast*, *Palais*, von denen die erste völlig, die zweite halb, die dritte gar nicht deutsch ist.

Wie sind solche Veränderungen zustande gekommen? Man hat das Fremde zunächst in der fremden Form und Bedeutung übernommen. Nun ist aber der Lautvorrat zweier Sprachen nicht derselbe, und selbst die anscheinend übereinstimmenden Buchstaben werden mehr oder weniger verschieden ausgesprochen: das entlehnte Wort klang also im Munde unsrer Vorfahren nie ganz so wie in seiner Heimat. Dann aber machte es als Bestandteil des Deutschen im wesentlichen die gleichen Lautwandlungen durch wie das Erbgut der Sprache, und natürlich entwickelte sich die Bedeutung oft weiter. Man könnte sagen, dieses Verfahren erkläre sich aus der mangelhaften Bildung unsrer Vorgänger. Wären sie lautwissenschaftlich besser geschult gewesen, so hätte es ihnen gelingen müssen, die fremde Lautgestalt getreu nachzuahmen; hätten sie unsre heutige Achtung vor fremdem Eigentum gehabt, dann hätten sie diese Lautgestalt allen Veränderungen der eignen Sprache zum Trotz bewahrt; sie hätten auch jeden Bedeutungswandel verhindert oder nur denselben zugelassen, den das Wort in der fremden Sprache erfuhr. Aber die Unbildung des deutschen Volkes ging noch weiter; wenn wir wissen, daß das lateinische Wort *arcus* Bogen heißt, und was *Ballistik* ist, so können wir uns vorstellen, was eine *Arcuballista* sein muß, nämlich eine Bogenwurfmaschine: der beschämenden Unwissenheit unsrer Vorgänger verdanken wir es, daß wir für dieses schöne und gelehrte Wort — *Armbrust* sagen! Man hat sich also das unverständliche Fremdwort dadurch anschaulich zu machen gesucht, daß man es mit naheliegenden deutschen Wörtern zusammenbrachte. Dafür gibt es zahlreiche andre Beispiele: so ist aus dem französischen *valise* *Felleisen*, aus *aventure* *Abenteuer* geworden; *Hängematte*, das im Niederländischen umgebildet worden ist, geht auf ein südamerikanisches *hamaca* zurück. All diese volkstümlichen Umdeutungen sind feste und unentbehrliche Bestandteile der Schriftsprache geworden. Wir verwerfen sie so wenig wie die eingedeutschten Lehnwörter, ja wir schätzen diese Erzeugnisse der Unbildung höher ein als die eigentlichen

Fremdwörter. Wir freuen uns, daß die Sprache die Kraft hatte, sich fremde Bestandteile so einzuverleiben und anzugleichen, daß sie wirklich deutsche Wörter wurden, und statt von Unwissenheit zu reden, loben wir den gesunden Sinn unsrer Väter, die nicht danach fragten, ob sie es den Fremden recht machten, die vielmehr alles Fremde nach deutscher Weise behandelten.

Diese Auffassung ist zweifellos richtig und sprachgemäß. So wenig aber pflegt sprachgeschichtliches Wissen unsre sprachlichen Anschauungen zu beeinflussen, daß wir gar nicht auf den Gedanken kommen, diese Erkenntnis auf unsre gegenwärtigen Verhältnisse anzuwenden. Einerseits klagen wir, unsre Sprache habe jetzt nicht mehr die Kraft, sich Fremdes ganz zu eigen zu machen, andererseits setzen wir unsern Stolz darein, die heutigen Fremdwörter „richtig“ zu gebrauchen, d. h. gradeso wie in der fremden Sprache. Da ist es freilich kein Wunder, wenn in der Schriftsprache keine schönen Umdeutungen mehr zustande kommen; aber nicht die Sprache trägt Schuld daran, sondern unsre Richtigkeitsucht. Wir glauben, ein Recht zu haben, über „falsches Französisch“ zu spotten, sobald ein welches Wort in unfranzösischem Sinne gebraucht wird. Wenn *délicatesse* den Franzosen meist Feingefühl heißt und nur selten Lackerbissen, im Deutschen aber diese letzte Bedeutung die üblichste ist, wenn der deutsche Gebrauch von *Coupé*, *Perron*, *Offerte*, *Kuvert*, *Parterre*, *Paletot* nicht französisch ist, so ist dagegen gar nichts zu sagen. Für die Richtigkeit einer fremden Sprache haben wir nicht zu sorgen, und bei uns gilt unsre Gewohnheit, nicht die der Franzosen.

Ebenso ist es mit der Form. Wir haben keinerlei Veranlassung, französische oder englische Wörter nach fremder Weise auszusprechen, wie es heute erstrebt wird. Dieses Bemühen ist schon deshalb zu mißbilligen, weil es niemals sein Ziel erreichen kann. Der Gebildete, der über die falsche Aussprache des einfachen Mannes lächelt, ahnt nicht, daß zwischen dieser und der seinigen gar kein großer Unterschied besteht, daß er es nur wenig besser macht und daher keinen Grund hat, hochmütig zu sein. Wir alle sprechen die fremden Wörter eben nicht „richtig“, sondern deutschen sie mehr oder weniger an. Zur Erziehung der echt französischen Aussprache z. B. wäre nicht nur eine viel

genauere Kenntnis des französischen Lautwesens mit all seinen Feinheiten erforderlich, sondern in jedem einzelnen Falle auch eine außerordentliche Willensanstrengung und Anspannung der Sprechwerkzeuge, um mitten in einem deutschen Satze für ein einziges Wort zu einer so grundverschiednen Aussprache überzugehen. Dieses Ziel ist unerreichbar. Wem es doch ab und zu gelänge, der würde nicht etwa als Sprachkünstler bewundert werden, sondern den Zuhörern höchst lächerlich vorkommen, weil sich ihr gesundes Sprachgefühl gegen diese unwürdige Französelei auflehnen würde. Man mache die Probe! Daß wir die Feinheiten französischer Aussprache in deutscher Rede nicht gut nachahmen können, läßt sich eigentlich nur mündlich beweisen, weil sich feine Lautfärbungen schwarz auf weiß nicht überzeugend darlegen lassen; auf einige grobe Abweichungen aber sei hingewiesen, wobei auch ein paar nicht aus dem Französischen stammende Wörter mit angeführt werden mögen.

Im größten Teile Deutschlands werden niemals französische Nasenlaute gesprochen, sondern durch Selbstlaut + ng ersetzt; wohl die meisten Deutschen glauben ja allen Ernstes, ein Nasal bestehe aus diesen beiden Teilen. Wer also zu fein ist, um mit dem deutschen Gegenstück zufrieden zu sein, der sagt dafür gewöhnlich Pangdang; ebenso Bongbong, Parföng, Täng. Manchmal sprechen wir einfach n: Portion, Finanz, ja in zwei Wörtern das halb und ganz Deutsche nebeneinander: Pangsion und Champinjong. Das offene ö in -eur sprechen wir geschlossen: Redaktör, Mallör, das stumme End-e als deutsches e: Etage, Kolportage. Ein so auffälliger Klangunterschied wie der zwischen französischen und deutschen p, t, k ist in Deutschland außerhalb des Kreises der Sachmänner nahezu unbekannt; wir lassen den drei Lauten im Gegensatz zum Französischen meist einen starken Hauch folgen: der Deutsche spricht also nicht Pangdang, Täng, sondern Phangdang, Thäng, d. h. bis auf die Betonung ganz deutsch. Wir glauben, das französische j (g) richtig zu sprechen, nämlich als den stimmhaften (weichen) Laut zu unserm sch, und täuschen uns vollständig. Wer im Zusammenhang Jactett, Journal, Genie ausspricht, der spricht entweder ein deutsches sch oder doch einen Laut, der ihm nahe steht, gewiß nicht den stimmhaften französischen Laut, der uns geziert und komisch

klings. Wir sprechen das als 3 geschriebne stimmhafte s wie deutsches z aus: bizarre, das l fälschlich als lj: Bataillon, Talje, als bloßes l: Artillerie; s im Anlaut stimmhaft statt stimmlos: Salon, Saison; sp und st als schp und scht: spekulieren, speziell, Station, Stil; v als f: Vers, Nerv. Stumme Mitlaute sind zu hören; h in: Habit, Honneurs; auslautende in: Galopp, deliziös, Grenadier, Rapport; das Mehrzahl-s: Chefs, Fautouils, ja wir schreiben und sprechen s, wo im Französischen gar keins steht: Bureaus, Rouleaus oder bilden die Mehrzahl ganz deutsch: Chaisens, Chaussens. Ignorieren sprechen wir weder lateinisch noch französisch, sondern: ingnori-ern. Manchmal ist es schwer, die „richtige“ Aussprache überhaupt festzustellen, weil man nicht weiß, welcher Sprache man folgen soll, so bei den Hauptwörtern auf -tät, wie Universität, Qualität. Die lateinischen Formen universitas, qualitas liegen zugrunde, aber die Wörter sind durch die Franzosen zu uns gekommen, und diese sagen université und qualité! Wahrscheinlich geht die Endung -tät auf eine französische Mundart zurück. Auch wunderliche Irrtümer kommen vor: Humor stammt aus dem Lateinischen, Réford aus dem Englischen, beide werden nach vornehmer französischer Weise auf der letzten Silbe betont. Die Bühnenaussprache von monsieur ist mosiö, eine Aussprache, die in Frankreich nur Heiterkeit erregt; man spricht m^ösiö oder m'siö.

Wir haben uns im wesentlichen auf französische Wörter beschränkt, aber natürlich ist es mit griechischen, lateinischen, englischen, italienischen nicht anders. Jedes gebräuchliche Fremdwort muß den deutschen Lautgesetzen seinen Zoll bezahlen. Statt Psalm sagen auch Gebildete vielfach Salm, d. h. sie ersetzen die undeutsche Verbindung ps durch das uns geläufige ts (z). Früher sprach man noch einfacher Salm, ebenso wie Sittich von psittacus. Die Abschwächung oder Unterdrückung vor- und nachtoniger Silben zeigt sich noch heute wie vor Hunderten von Jahren; wir sprechen in der Regel Intresse, Offizier, Kapitän, Schokolade, Apturient, Bibliothek, zollog(i)scher Garten, Infanterie, Exam, Doktor, Professor; ein so widerspenstiges Wort wie Religion erscheint im Munde von Lehrern und Schülern meist als Reljon. Wir erkennen also mit voller Klarheit: unsre Sprache besitzt noch dieselbe Kraft wie früher, noch immer wird alles

Fremde stark angedeutsch. Der Unterschied ist nur der, daß heute die große Menge der Gebildeten so viel fremdsprachliches Wissen und so wenig Kenntnis der Entwicklungsgeschichte der Muttersprache besitzt, daß es ihr ein erstrebenswertes und erreichbares Ziel scheinen kann, die Gesetze der fremden Sprache zu erfüllen, wenn auch dabei denen der eignen Gewalt angetan wird. Wo man auf einen Ansat zu Eindeutschung aufmerksam wird, da mißbilligt man sie grundsätzlich und sucht dagegen anzukämpfen; immer wird so der Zusammenhang der fremden Wörter mit der fremden Sprache aufs neue hergestellt. Zum Glück merken wir nur das Allergrößte, daher kann die Angleichung nicht ganz verhindert werden, sondern geht langsam weiter. Die früher übliche lateinische Abwandlung von Publikur (dem hochverehrlichen Publiō) wirkt heute nur noch scharfhaft das biblische: des Evangelii, dem Evangelio kommt nicht mehr vor, man sagt schon häufig: im Jahre 1914 nach Christus, statt nach Christo; die italienische Beugung von bravo, der man bei den Romantikern noch begegnet, wobei man einer Sängeri brava, mehreren brave zuruft, ist heute unmöglich. Cassa wird durch Kasse verdrängt, Mechanikus und Optikus durch Mechaniker und Optiker, Rentier durch Rentner, der Musiker steht höher als der Musikus und der Musikant. Infanterie, Artillerie, Kavallerie werden jetzt fast stets auf der ersten Silbe betont, landschaftlich auch Bureau, Salat, Marzipan, Kompost u. v. a. Selbst in der Schreibung dringt die deutsche Weise vor: da fremde c wird meist durch k und z ersetzt (Kakao, Zigarre, Konzert), ou durch u (Bluse, Kusine, Kuvert), ai durch ä (Militärkapitän)· man vergleiche auch Liqueur (la liqueur), Gruppe (le groupe), Kontrolle (le contrôle), Kautschuk (caoutchouc), Streik (strike), Leutnant (lieutenant), Kontor (comptoir), Schokolad (Chocolade), Koks (coke), Keks (cake), Soße (sauce). Noch in Gegensatz zu den amtlichen Regeln finden sich häufig o für (e)au (Büro, Schosse), ö für eu (Redaktör), e für ee (Kaffe) f für ph (Telefon, Fotograf), während Fantasie und Sinfoni in der Musik schon erlaubt sind.

Nur den volkstümlichen Umdeutungen wird heute der Aufstieg in die Schriftsprache fast ganz verwehrt, weil wir die daneberstehende fremde Form zu gut kennen; sobald man aber de

Zusammenhang zwischen beiden nicht mehr fühlt, kann die Verdeutschung aufgenommen werden: Teerjacket (Matrose) und Kater (Kagenjammer) sind Umdeutungen des 19. Jahrhunderts aus Jack Tar (Hans Teer) und Katarrah; neuerdings dringt, wie das letztgenannte aus der Studentensprache, Herzlapp (Kollaps) ein. In den Mundarten finden sich Beispiele in Hüle und Fülle; ich erwähne: Musiksteine (Mosaiksteine), Sießchen oder Süßchen (Saucisse), mordsackrieren (massakrieren), Trittuar (Trottoir), Rundteil (Rondell), Pesehum (Museum), Büsstück (-eess Steak). Auch die fremdartigsten Fremdlinge werden bezwungen: als vor Jahren der amerikanische Tanz Washington Post zu uns kam, hörte ich ihn in einem mitteldeutschen Dorfe allgemein Schinkenpost nennen. Das bei unsern Truppen im Westen so gebräuchliche naplü (aus il n'y a plus) wird stellenweise zu: verblüht.

Lehrreich ist auch unser Verhalten fremden Eigennamen gegenüber. Ein natürliches Gefühl gebietet uns, sie zu achten, nur vergessen wir darüber leicht die Ehrfurcht vor der Muttersprache. Auch unsere Vorfahren hatten sicherlich die Absicht, fremde Namen in ihrer ursprünglichen Form wiederzugeben, aber wir wissen ja, welche Schwierigkeiten das macht, und wundern uns nicht, wenn dabei stark angedeutschte Formen herausgekommen sind. Natürlich sprach man die den ausländischen am nächsten kommenden deutschen Laute und betonte meist die erste Silbe. So haben nicht nur die ältern Fremdnamen innerhalb Deutschlands ihre fremde Form zum großen Teil verloren (Köln, Koblenz, Trier), sondern auch ausländische zeigen bedeutende Abweichungen von ihrer heimischen Gestalt, z. B. das alte Bern (Verona) und die heutigen Rom, Turin, Venedig, Mailand, Lissabon, Bukarest, Warschau, Kopenhagen, Edinburgh. Wir gebrauchen zwar diese Formen noch, mißbilligen aber ihre Entstehungsweise und betrachten die „falsche“ Aussprache eines fremden Namens als groben Verstoß, als Mangel an Bildung. Diesen Standpunkt vertreten selbst Männer zuverlässigster deutscher Gesinnung, er scheint ihnen der einzig wissenschaftliche. Deutsche Kartenwerke sind so weit gegangen, die gute deutsche Form nur noch in Klammern und kleiner Schrift neben die „richtige“ fremde zu setzen, sie machen sogar Verhunjungen deutscher Namen in Rußland

und Ungarn mit. Geht ein Ort in den Besitz eines andern Volkes über, so ändert man schleunigst den Namen: in dem vorzüglichen deutschen Kolonialatlas (auf Veranlassung der Deutschen Kolonialgesellschaft hsg., Berlin 1914) liest man für Timbuktu, Wagadugu, Senegal, Ubangi: Tombouctou, Ouaghadougou, Sénégal, Oubangui. Seit der Hohenzollernprinz Karl auf dem Throne Rumäniens saß, war er für die deutsche Öffentlichkeit nur noch König Carol oder Karol; daran war nun deutlich zu erkennen, wie überlegen wir unsern Vätern sind, die uns Charles the First und Louis quatorze unbefangen als Karl I. und Ludwig XIV. überliefert haben. Aber man sprach das Wort ohne Ahnung von rumänischer Aussprache. Und dies erinnert uns wieder daran, daß wir auch bei größtem sprachlichen Wissen niemals die fremde Art mitten im deutschen Satze nachahmen können.

Was bei solchem Bestreben herauskommt, ist ein klägliches Deutschfranzösisch, =englisch usw. Das auffälligste Kennzeichen der französischen Aussprache des Namens Napoleon scheint der Nasenlaut zu sein; feingebildete Deutsche sagen daher Nap^höljong. In dieser Lautmasse kommen tatsächlich einige dem Französischen ähnliche Laute vor, aber die Franzosen sprechen das a heller, das p ohne Hauch, das o kurz und offen, das e kurz und geschlossen, das on rein nasal und betonen die letzte Silbe. Wir glauben Rousseau, Zola und London französisch und englisch zu sprechen, indem wir Rüsso, Sólā und Lond(e)n sagen und täuschen uns ebenso. Wenn sich aber bei Namen aus diesen Sprachen Schwierigkeiten herausstellen, wie wird es erst mit italienischen, spanischen, türkischen, chinesischen? Ein bequemes Mittel ist es, alles französisch auszusprechen, d. h. angeblich französisch, also Mongte Rosa, Mischelangschelo, Dongtschott, Donschuang. Sonst greifen wir einfach ein besondres Merkmal auf und glauben dann türkisch oder chinesisch zu reden. Ist die sich ergebende Aussprache auch meist wunderbar, oft ganz unsinnig, so bleibt uns doch das erhebende Bewußtsein, wissenschaftlich auf der Höhe zu sein. In allen Zweifelsfällen aber gilt der Grundsatz: die deutsche Lautform klingt ungebildet, also wählen wir eine irgendwie fremdartige. Wenn ein Weltreisender einen Vortrag hält, so machen wir dabei regelmäßig die Erfahrung, daß er die Namen des von ihm besuchten Landes,

auch ganz bekannte, in völlig neuer, fremder Weise spricht; er sagt (und schreibt) z. B. nicht Kiew, auch nicht Kijew, sondern Kņjiw: darin besteht ein Teil seiner Überlegenheit, dadurch macht er auf uns tiefen Eindruck. Gehen wir dann befriedigt nach Hause, so stellt die Erwerbung der richtigen Aussprache nicht den unwesentlichsten Teil unsres Gewinns aus dem Vortrage dar, und wir versäumen keine Gelegenheit, unser Wissen zu verbreiten. Selbst die Namen unsrer eignen überseeischen Besitzungen entdeutschen wir soviel wie möglich; wir sprechen oft Kamerun, Togó, ja wir schreiben Kiautschou statt des einzig natürlichen Kiautschau, worauf denn viele das Wort halbfranzösisch aussprechen: Kiautschú; auch auf der Bühne wird diese undeutsche Aussprache gefordert. Es kommt endlich vor, daß wir ausländischer sind als der Ausländer. In der Zeitung liest man: Die Times schreiben, die Daily News sagen, obwohl schreibt, sagt allein deutsch wäre; doch wir wissen, daß Times und News Mehrzahlen sind! Der Engländer aber sagt stets: The Times, the Daily News says.

Man führe zur Entschuldigung dieser Gelehrttuerei nicht an, unser Gebrauch sei unfolgerichtig, da er manche Namen ganz, manche nur teilweise eindeutsche; unbedingte Folgerichtigkeit liegt einmal nicht im Wesen der Sprache. Der natürliche Zustand ist, daß sich jedes Volk fremde Eigennamen mundrecht macht; wie weit es darin geht, hängt von der Häufigkeit und Volkstümlichkeit des Wortes ab; der Gebrauch gibt in jedem Falle Auskunft. Gegen ihn anzukämpfen, um völlige Richtigkeit im Sinne einer fremden Sprache zu erzielen, ist sprachwidrig und würdelos; es ist ein eitles und verwerfliches Unterfangen, weil es der Muttersprache Gewalt antut, ohne der fremden Genüge leisten zu können. Man sage nicht: sollen wir denn Bordeaux und Shakespeare buchstäblich aussprechen? Das ließe unserm Sprachgebrauch ebenso zuwider, da wir beide Namen leidlich französisch und englisch zu sprechen pflegen; eher wäre an eine Schreibung Bordo zu denken. Wir haben keinen Grund, darüber zu spötteln, daß die Italiener Sisynphus Sisifo, die Franzosen Titus Livius Tite-Live nennen und die Engländer Pŕnche als Ssaiki aussprechen, wir sagen auch nicht Homeros, Virgilius, Terentius, ganz abgesehen von manchen mundartlichen Eigen-

tümlichkeiten, die sonst noch mitklingen. Ja, heißt es, vollzieht sich in neuerer Zeit nicht doch ein Umschwung? Sprechen nicht sogar Engländer, wenn sie einige Bildung besitzen, jetzt Namen so aus wie im Lande selbst? Gewiß, in geringerem Maße als bei uns zeigt sich daselbe Bestreben auch anderswo; wer aber einmal untersucht hat, welcher Grad von „Richtigkeit“ dabei in England erreicht wird, bei dem ruft dieser Einwurf in der Erinnerung an zahlreiche kostbare Beobachtungen nur ein vergnügtes Lächeln hervor.

Besonders wichtig sind solche bisher seltne Namen, die durch ein großes Ereignis plötzlich Bedeutung gewinnen, wie es im weitesten Umfange während des Weltkrieges der Fall gewesen ist; da steht es noch ganz in unsrer Hand, welche Aussprache wir einführen wollen. Die überwältigende Mehrheit unsrer Feldgrauen hat gegenüber der Fülle neu auftauchender Ortsnamen unbewußt das einzig gesunde Verfahren geübt, sie sich bequem zurechtzumachen, gelegentlich auch völlig eingedeutscht, so Fouqueville zu Funkenweiler, Gommécourt zu Gummigurt, Chemin des Dames zu schmalen oder schmälern Damm; eine Minderheit der Daheimgebliebenen hat auch jetzt noch ihren Stolz darein gesetzt, die Zeugen der unvergleichlichen Ruhmestaten unsrer Heere auf eine höchst unvollkommene Weise französisch und polnisch, russisch und serbisch, rumänisch und italienisch auszusprechen; sogar die verrußte Form von Petersburg ist viele Male gedruckt worden. Natürlich wird die Aussprache französischer und englischer Namen immer verschieden bleiben, je nachdem einer diese Sprachen kennt oder nicht, doch ist auch für den Gebildeten die Gefahr größter Irrtümer so stark (Caon, Buchanan), daß bei jedem Schwanken die deutsche Weise zu dulden, ja vorzuziehen ist. Wo wir für einen Ort eine eigne Namensform besitzen, sollten wir sie unbedingt brauchen; da wir das bei der wallonischen Stadt Liège tun, so ist dieser ihr „richtiger“ Name fast unbekannt, wir nennen sie nur Lüttich; doch ist hier auf dem Gebiete Belgiens, Nord- und Ostfrankreichs noch vieles zu tun. Selbst in Elsaß-Lothringen haben 1915 noch hunderte von Gemeinden amtlich umgetauft werden müssen. Solche Namen endlich, mit deren Schriftform der Deutsche gar nichts anzufangen weiß, sollten einigermaßen nach der im Lande selbst

üblichen Aussprache geschrieben werden; so ist es von alters her Brauch gewesen, so tun es gute Karten noch heute. Dann können wir ruhig buchstäblich aussprechen und erzielen doch ungefähr die wünschenswerte Lautgestalt. Un're Heeresberichte haben freilich meist die im feindlichen Lande herrschende Schreibung bevorzugt, so Npres lange für Npern, Szawle für Schaulen, Pozarevac für Poscharewak oder einfacher Passarowitz (so früher: Friede von P. 1718), Zajecar für Saittschar, Pitesci für Piteschtsi — lauter Formen, die zu stärkster Unsicherheit in der Aussprache führen mußten; doch wurde dieses Verfahren nicht immer durchgeführt, z. B. nicht bei Nisch, Bukarest, Dobrudscha, und es kamen Irrtümer vor, wie bei der Bezeichnung: Schlacht am Argesul, worin das Geschlechtswort zweimal enthalten ist. — Wird von einem Namen das Beiwort gebildet, so geschieht das im Deutschen durch die Endung -er; aber die Ausländerei steckt uns so im Blute, daß persönlicher Mut dazu gehört, diese Regel auf fremde Orte anzuwenden. Infolge des guten Vorbildes der Liller Kriegszeitung war die Form Lilleoiser nur selten zu lesen, ganz gewöhnlich sind dagegen: Bordelaiser, Havreiser, Korfiote, Sibirjake, Oeselaner, Rigen'ser u. a. Bei vielgebrauchten Fremdnamen läßt sich im ganzen doch ein kleiner Fortschritt feststellen; niemand nennt die Japaner noch Japanesen, mancher die Albanesen schon Albaner. Auch eine deutsche Aussprache setzt sich ganz von selbst durch: wir glauben Sedan französisch zu sprechen, aber wer sagt Sjödä? Meist sagen wir Seédang, auch Seédann, und wer wollte unser Recht auf diese Eindeutschung bestreiten? So wird auch der neue Freistaat am Schwarzen Meer künftig weder Ukra-ine (gelehrteste Form), noch Ukräne (feinste, weil französischende Aussprache!), sondern einfach Ukraine heißen.

Ein letztes könnte eingewendet werden: die Andeutschung in Ehren, eine völlige Verdrehung wie bei dem Worte Mailand ist doch zu mißbilligen? Gewiß wollen wir nicht durchgängig fremde Namen umdeuten, wo aber die Entwicklung diesen Weg genommen hat, ist nichts dagegen zu sagen. Es sprechen in Europa viel mehr Menschen Mailand als Milano. Übrigens ist dieses Beispiel lehrreich für die Untersuchung des Begriffs der Sprachrichtigkeit. Im Mhd. lautet die von dem italienischen

Milano stammende Form Milan. Daraus ließe sich die heutige Gestalt rein lautlich erklären: i wird zu ei wie mīn zu mein, ai ist oberdeutsche Schreibung. Das auslautende d ist nicht ungewöhnlicher als in niemand (zu Mann) und Mond (zu Mon-tag, engl. moon). Trotzdem ist kein Zweifel, daß der Gedanke an Mai und Land dabei wesentlich mitgewirkt hat. Gut deutsch ist das so entstandne Wort, aber geht eine derartige Umwandlung nicht doch zu weit, wäre es nicht wenigstens in diesem einen Falle angebracht, zur echten, ursprünglichen Form zurückzukehren? Wenn wir fragen, wie der Italiener zu ihr gekommen ist, so finden wir, daß sie sich aus dem lateinischen Mediolan(i)um entwickelt hat, d. h. Milano ist gar nicht das ursprüngliche und echte Wort, sondern die volkstümliche Umformung, ja Verstümmelung eines ganz anders klingenden römischen! Wollen wir nun als gründliche Deutsche auf diese Form zurückgehn, die zwar heute kein Mensch mehr versteht, die aber doch wirklich die älteste und richtigste ist? Ehe wir uns dazu entschließen, wollen wir uns das lateinische Wort einmal genauer ansehen. Es gab im Altertum mehrere Städte dieses Namens, sämtlich auf keltischem Gebiet; wir gehen also wohl nicht fehl in der Annahme, daß ihnen allen ein und dieselbe keltische Form zugrunde liegt. Aber Mediolanum sieht doch gar nicht keltisch, sondern gut lateinisch aus? Freilich, und wir schließen daraus, daß auch diese gelehrte und scheinbar einzig richtige Namensform nichts andres ist als eine römische Umgestaltung oder Umdeutung eines keltischen Wortes! Also die Römer, deren Sprache uns so feierlich und ehrwürdig dünkt, die Römer haben dasselbe getan wie die Italiener und Deutschen nach ihnen, sie haben sich ohne viel Federlesens unrömische Namen bequem zurechtgemacht. Wagen wir es noch auszusprechen, die keltische Form sei die endgültig „richtige“? Wir wissen nicht, welche Veränderungen sie durchgemacht haben mag, aber wir sehen jetzt, was es mit der Richtigkeit im Gebrauch fremder Namen auf sich hat.

5. Sprachgebrauch.

Die letzte Betrachtung hat uns dem Ziele unsrer Untersuchung beträchtlich näher gebracht. Blicken wir noch einmal zurück, so erhalten wir die Antwort auf die Frage, was Sprachrichtig-

keit ist: keine buchgelehrte Erwägung kann Gesetze geben, kein in der Luft schwebender Grundsatz die Richtschnur sein, bestimmend ist allein der jeweilige Gebrauch der Sprachgemeinschaft. Richtiges Deutsch ist für uns also dasjenige, das dem Gebrauche der heutigen Deutschen entspricht. Für alle Fälle, in denen Einheitlichkeit herrscht, ist diese Regel sehr klar und einfach: was allgemein gebraucht wird, ist unbedingt richtig und gut deutsch; was jedem deutschen Gebrauche zuwiderläuft, ist ohne Einschränkung falsch und undeutsch. Die Frage: Was ist richtig? wird aber meist wegen der zweifelhaften Fälle aufgeworfen, und hier kann die Antwort, die sich aus der Sprachgeschichte ergibt, nur lauten: es entscheidet der Gebrauch der Mehrzahl oder desjenigen Volksteils, der den seinigen durchsetzen kann. Da die Gebildeten die Schriftsprache in weiterem Umfange zu kennen und zu gebrauchen pflegen, so läßt sich im allgemeinen sagen: der Maßstab für die Richtigkeit ist der Sprachgebrauch der Mehrzahl der Gebildeten. Daraus ergibt sich von selbst die Ablehnung der Forderung, irgendwelche von der Entwicklung überholte Sprachformen gewaltsam wieder herzustellen, weil die Art der Entwicklung einem einzelnen nicht gefällt.

Es leuchtet ein, daß dies kein für jede Frage sicherer Maßstab ist; aber wenn schon jemand einen bessern, jeden Zweifel ausschließenden gefunden und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte, dann gäbe es keinen Streit über sprachliche Fragen mehr. Wir wollen vielmehr erkennen, warum dem so ist und warum es so sein muß. Das Aufhören aller Sprachentwicklung können wir nicht wünschen, da es einen völligen geistigen Stillstand unsres Volkes bedeuten würde. Nun ist aber Entwicklung ein Anderswerden, und ein solches ist nicht anders zu denken, als daß in vielen Fällen ein Neues neben ein Altes tritt und es allmählich verdrängt; in jedem Augenblick der Entwicklung muß also in zahlreichen Punkten Schwanken herrschen. Wenn wir daher auch heute öfter zwei Möglichkeiten haben, so ist das kein Grund, zu klagen, sondern wir finden, daß es der regelrechte Zustand ist. In der Grammatik jeder toten oder lebenden Sprache lesen wir vielfach nach Angabe einer Regel: „Daneben erscheint nicht selten...“ und nun wird ein abweichender Gebrauch genannt — es kann eben nicht anders sein. Wir wissen

also, was wir von Klagen über die Unfestigkeit und Unfertigkeit unsrer Muttersprache zu halten haben: sie kann gar nicht in allem fest sein und ist niemals fertig. Wenn von den Vertretern der Anschauung, das Deutsche verfallende heute, behauptet wird, früher sei alles schön und gut gewesen und erst in neuerer Zeit eine heillose Verwirrung eingerissen, so genügt eine kurze Überlegung, um die Unhaltbarkeit dieser Ansicht darzutun. Die Sprachentwicklung alter Zeit geschah unter sprachlich gänzlich ungebildeten Menschen, Volks- und Schreibsprache waren kaum, jedenfalls nicht in dem Maße wie heute geschieden, niemand hatte die Regeln der Sprache wissenschaftlich ergründet — und doch ist diese Entwicklung in unsrer gelehrten Zeit Gegenstand des eindringendsten Studiums der Forscher, ohne daß diese dabei die Vorgänge selbst für niedrig und lächerlich erklärten, und doch ist dabei die Sprache Walthers von der Vogelweide, Luthers und Goethes herausgekommen. Heute aber, wo der Sinn für die Sprache und die Kenntnis ihrer Geschichte viel verbreiteter sind als früher, wo zahlreiche feingebildete Sprachfreunde die Entwicklung sorgfältig beobachten und, wenn sie es für nötig halten, ihre Stimme erheben, heute soll unser Deutsch verkommen! Aber ähnliche Klagen sind schon früher laut geworden; immer gibt es Menschen, die den sichern Untergang der Sprache kommen sehen, wenn nicht ihr persönlicher Sprachgebrauch als Regel anerkannt wird — die angeblich Todkranke überlebt in strotzender Kraftfülle all diese zudringlichen Heilkünstler.

Es ist ferner ein Irrtum, zu glauben, daß es mit andern neuern Sprachen, z. B. dem Englischen und Französischen, anders stände. Diese Anschauung ertlärt sich aus ungenügender Beobachtung dieser Sprachen und vielleicht auch daraus, daß wir sie nach den in unsern Schulgrammatiken verzeichneten Regeln lernen. Da erscheint alles klar und bestimmt, auch die Ausnahmen scheinen geregelt. Aber der Ausländer, der Deutsch treibt, lernt es in derselben Weise, auch er findet überall feste Regeln, denn in Lehrbüchern für Ausländer spielen die Schwankungen keine große Rolle. Tatsächlich herrscht im Englischen und Französischen ebenfalls an vielen Stellen Unsicherheit infolge des Fortgangs der Entwicklung. Im Englischen ist das besonders auffällig, und man braucht nur den alten Gesenius

mit einer guten neuern Sprachlehre zu vergleichen, um die Widerspiegelung der Sprachentwicklung selbst in den naturgemäß zurückhaltenden Schulbüchern aufs deutlichste wahrzunehmen. Im Französischen ist es nicht anders; die wichtigsten und strengsten Regeln, z. B. über Teilungsartikel und Zeitenfolge, sehen heute nicht mehr so aus wie in der ersten Auflage des Ploetz von 1847, ganz zu schweigen von dem tatsächlichen Gebrauche der guten zeitgenössischen Schriftsteller. Welcher deutsche Lehrer des Französischen hätte vor 30 Jahren solches Französisch durchgehen lassen: des bons fruits, je voudrais que tu m'accompagnes, il est plus âgé que je croyais, j'aime me baigner! Wenn im Deutschen die Schwankungen besonders zahlreich sind, wenn selbst in der Wortbeugung nicht alles feststeht, ist das ein Wunder? Die Franzosen, die beim Hauptwort und Beiwort keinen Unterschied zwischen starker und schwacher Abwandlung und keine Fallendungen kennen, die in der Mehrzahl einfach -s anhängen, sie können natürlich von manchen Schwierigkeiten des Deutschen nichts wissen; aber diese Schwierigkeiten sind ja grade die Folge des gerühmten Vorteils unsrer Muttersprache, daß sie noch eine reichere Beugung hat. Freilich herrscht in Frankreich und England dieselbe Verkennung des Wesens der Sprachentwicklung. Auch die Franzosen sind schnell bei der Hand mit dem Ausspruche: das ist nicht französisch, wenn ihnen etwas nicht geläufig ist, auch bei ihnen gibt es heute, wo man mehr als je über seine Sprache nachdenkt, wohlmeinende Sprachfreunde, die ein Einschreiten gegen die zunehmende Zerfetzung der Sprache fordern. Die englischen Zeitungen sind voll von beweglichen Klagen über die Sprachverwilderung in der Gegenwart, über die Verdrängung der „reinen Vokale“ durch die gemeinen Laute der Volkssprache, ja, auch hier verweist man bisweilen auf das Französische und Deutsche, wo alles so viel besser sei — denn fest und fertig und wohlgeordnet ist immer nur die andre, die fremde Sprache, die man nicht genügend kennt. Auch in den alten Sprachen zeigen sich tausend Unregelmäßigkeiten und Schwankungen — kurz, es gibt Gradunterschiede, aber im wesentlichen sind diese Dinge in allen Sprachen gleich. Wir mögen uns daher trösten; unsre liebe Muttersprache ist nicht im Verfall begriffen, sondern wächst und blüht fröhlich weiter.

Wie verhalten wir uns nun Sprachschwankungen gegenüber? Wir haben gesehen, wie wenig berechtigt oft das Verlangen nach einem endgültigen Schiedsspruch ist, besonders wenn sich die streitenden Parteien grade die Wage halten, und wie ein einfaches Richtig oder Falsch der Entwicklung Gewalt antut. Wir müssen uns eben damit abfinden, daß es zwei Möglichkeiten geben kann, und von Fall zu Fall nach unserm Sprachgefühl entscheiden. Für die Schriftsprache, auf die von allen Seiten die verschiedensten Einflüsse eindringen, ist in bezug auf grammatische Änderungen Zurückhaltung geboten; sie kann nicht jede landschaftliche Entwicklung oder Eigenheit annehmen und muß abwarten, bis eine Erscheinung so allgemein geworden ist, daß sie sich nicht mehr ausschließen läßt. So werden wir in gehobner Sprache gewöhnlich den ältern Zustand vorziehen, selbst wenn wir in vertraulicher Rede und im Briefe den jüngern anerkennen. Wo die Schriftsprache ernstlich schwankt, da heißt es Duldung üben; z. B. hat gegenwärtig niemand mehr das Recht, das Weglassen eines Dativ-e als Fehler zu bezeichnen. Es wird bisweilen gesagt, wir sollten, ohne die Sprache zu knebeln, wenigstens für das lebende Geschlecht die streitigen Fälle regeln, das folgende möge dann festsetzen, was ihm gut dünke. Dabei liegt ein offener Trugschluß vor. Träfen wir heute eine Entscheidung, so würden wir sie ja vor allem in der Schule durchsetzen, d. h. dem neuen Geschlecht aufzwingen wollen; dieses übertrüge die ihm heilsam und notwendig scheinende Regel wieder auf das nächste Geschlecht, wobei denn doch eine Knebelung der Sprache herausträte. Selbst daß ohne gewaltsame Regelung einfach der augenblickliche Zustand dauernd festgelegt werde, ist nicht zu billigen. Man hat versucht, für das Dativ-e eine Regel aufzustellen, die annähernd dem jetzigen Gebrauch entspricht, annähernd, weil bei dem herrschenden Schwanken nicht mehr zu erreichen ist; sie besteht aus einem Hauptteil mit drei Ausnahmen und zwei Anmerkungen und umfaßt mit den zum Verständnis unbedingt nötigen Beispielen etwa 380 Worte. Lehrte man sie in der Schule, so wäre dazu viel Zeit und Arbeit erforderlich, und die Schüler hätten sich schließlich eine Regel eingepägt, die nach wenigen Jahren gar nicht mehr gelten könnte, und von der ihnen überall Ausnahmen begegnen

würden. Ebenso wenig annehmbar ist es, wenn verlangt wird, man solle das Dativ-e möglichst bald ganz beseitigen, denn auch das entspräche nicht dem Gebrauch und schließe dem Sprachgefühl von Millionen ins Gesicht. Es gibt eine viel einfachere, für jeden Fall richtige Regel: schreib, wie du sprichst! Wer überhaupt nicht auf die Frage aufmerksam gemacht worden ist, der schreibt unbedenklich den Wemfall nieder, wie es seinem Sprachgefühl entspricht, sei es mit, sei es ohne -e und schreibt dabei immer gutes Deutsch.

Der Gebrauch also ist Herrscher im Reich der Sprache. Wer gut Deutsch lernen will, der muß sich mit dem Schriftsprachlichen Gebrauch gründlich vertraut machen. Je gewählter und sorgfältiger er schreiben will, desto mehr wird er sich fernhalten von freierm, mundartlichem Gebrauch, von Neuem, das noch nicht durchgedrungen ist. Aber dieses Volkstümliche und Neue wollen wir nicht als gemein und undeutsch hinstellen, es ist in vielen Fällen frischer, kräftiger, wirksamer und muß als wertvolles Ausdrucksmittel ebenfalls geschätzt werden; gefällt es uns bisweilen nicht, so brauchen wir darum nicht zu fürchten, daß die Sprache verwildere: unsre Nachkommen, die es fest und fertig überliefert bekommen, finden ebenso wenig Tadelnswertes darin, wie wir an dem uns Vertrauten. Selbst mit Dingen, die beim ersten Blick grobe Fehler scheinen, werden wir durch den allmächtigen Gebrauch ausgesöhnt. Der Wesfall von guter Mann heißt gutes Mannes oder guten Mannes, guter Mannes wäre falsch; und doch bilden wir von jedermann die Form jedermanns. Trotzdem wäre das Wort falsch hier zwar bequem, aber durchaus nicht berechtigt, nicht nur weil etwas allgemein Gebräuchliches nie falsch ist, sondern weil die Sprache dieser Bildung einen selbständigen Sinn verliehen hat. Jedermann wird als fester Begriff gefaßt und daher nur am Ende gebeugt; könnte auch der erste Bestandteil verschiedene Endungen haben, so wäre der Zusammenhang zwischen beiden Teilen gelockert, wir hätten nicht den Eindruck eines einheitlichen Begriffs. Wir brauchen nur den Wesfall: jedes Mannes, auszusprechen, um zu entdecken, daß das etwas ganz anderes ist, d. h. die Sprache hat durch den scheinbaren Fehler eine wertvolle Bereicherung erfahren. Wer findet heute noch einen Fehler in den Sätzen:

ich habe Einfluß auf die Wahl; es macht Eindruck auf mich? Ein Blick auf die Worte Einfluß und Eindruck läßt erkennen, daß es eigentlich heißen müßte: Einfluß und Eindruck in, nicht auf etwas. Noch Brentano schreibt: Einfluß in deine Bildung, und Kugelgen: Eingehen in unser Geplauder. Aber der Gebrauch hat schließlich immer recht, aller Buchweisheit zum Trotz; denn in ist hier deshalb durch auf verdrängt worden, weil die ursprüngliche sinnliche Bedeutung des Einfließens, Eindrückens, Eingehens sich verloren und einer allgemeineren, für die Sprache heute unentbehrlichen Platz gemacht hat.

Wir haben keinen Grund, diesen Zustand zu beklagen. Warum sollte über die Sprache eines Volkes etwas anderes entscheiden als eben der natürliche Sprachgebrauch dieses Volkes? Dabei ist früher kein Wirrwarr entstanden, als noch niemand die Sprache zu meistern versuchte, und der herrscht auch heute nicht. Bei dem unendlichen Gebiet, das eine Sprache umfaßt, läßt sich gar nicht alles regeln und festlegen. Es wäre auch nicht anders, wenn es nach den Eiferern ginge: verschaffte jeder von ihnen seinem Willen in einem gewissen Kreise Geltung, so würde doch die größte Mannigfaltigkeit herrschen, weil sie in sovielen Punkten verschiedner Meinung sind; setzte sich einer im ganzen Gebiete durch, so zöge er sich die unversöhnliche Feindschaft der andern zu. Nein, unsre Sprache bedarf der Freiheit und Duldung; weder die Verbindung mit der lebendigen Umgangssprache noch mit den Mundarten darf abgebrochen werden, wenn sie nicht völlig erstarren soll. Sie fordert liebevolle Beobachtung und Verständnis. Was auf den ersten Blick falsch und undeutsch erscheint, das ist oft schätzbares altes Sprachgut und bietet immer eine anziehende Seite. Wenn wir uns in die Sprache der Kinder, des Mannes auf der Straße, der verschiednen Stände vertiefen, überall finden wir Dinge, die Nachdenken verdienen, nirgends ist Veranlassung zu sprachlichem Hochmut; alles wird bei näherm Zusehen reizvoll und wichtig, überall zeigt sich, wie voreilig und oberflächlich eine schnelle Verurteilung ist. Durch die Sprachkrittelei wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine falsche Stelle gelenkt. Statt uns durch ängstliche Bedenklichkeit das Leben schwer zu machen, sollten wir mehr Zutrauen zu unserm Sprachgefühl haben und möglichst

natürlich sprechen und schreiben; statt uns durch Spitzfindigkeiten irre machen zu lassen, sollten wir unser Augenmerk auf wirklich Wichtiges richten: wir kennen die Geschichte unsrer Muttersprache lange nicht genug, wir wissen kläglich wenig von unsern Mundarten, wir haben kaum eine Ahnung von den Gesetzen der lebendigen Sprache, die wir alle Tage sprechen. Wir sollten weniger schelten und mehr beobachten; wir sollten unsre herrliche Sprache nicht gegenüber der anderer Völker in den Staub ziehen und öffentlich beschimpfen; wir sollten uns ihres unendlichen Reichthums, ihrer wunderbaren Ausdrucksfähigkeit, ihrer unvergleichlichen Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit freuen; wir sollten stolz sein auf ihre vielfache Überlegenheit über fremde Sprachen.

Wieviel mehr kann sich der Deutsche bei seiner Sprache denken als der Franzose und auch der Engländer! *Rançon* (ransom), *autorité* (authority), *histoire* (history) — solche Worte sagen nur dem wissenschaftlich Gebildeten etwas; wie deutlich ist dagegen unser Lösungswort, wie prachtwoll anschaulich Ansehen, wie leicht stellt sich Geschichte zu geschehen! Im Deutschen hängen verwandte Begriffe eng zusammen: sprechen, Sprache, Spruch, Gespräch, absprechen, ansprechen, aussprechen, besprechen, durchsprechen, einsprechen, freisprechen, mitsprechen, nachsprechen, (sich) ersprechen, vorsprechen, widersprechen, zusprechen; zu jedem Wort gehören ein oder mehrere Hauptwörter (Ausssprache, Ausspruch), und die Bedeutung ist sogleich zu verstehen; Franzosen und Engländer müssen in jedem Falle ein neues Wort erfinden (*parler, langue, sentence, entretien* usw.), dessen Bildung ihnen meist nicht klar ist, vielfach sind diese beredten deutschen Worte gar nicht zu übersetzen. Die gleiche Fülle von Zusammenhängungen ist bei unzähligen andern Zeitwörtern möglich, man ersuche es bei sagen, schreiben, lassen, führen, suchen, legen, kommen. Einfach und allen verständlich lassen sich bei uns neue Begriffe in Worte fassen; man vergleiche das deutsche Genick-arré mit den gelehrten und unverständlichen *méninge cérébrale* und *cerebrospinal fever*. Jedes Kind begreift Bildungen wie Kinderwagen, Möbelwagen: englische Alttagstezeichnungen dafür sind *perambulator* und *pantechnicon*, deren eigentlichen Sinn unter 100 Engländern kaum einer weiß; im Französischen

sind poste de campagne und ligne de partage des eaux zwar klar, aber hilflos umständlich gegenüber unsern Worten Feldpost und Wasserscheide.

Wir sollten mit jedem absprechenden Urteil über unsre Muttersprache vorsichtig sein. Daß sie an Klangschönheit mit romanischen Sprachen keinen Vergleich aushalten kann, das pflegt der Deutsche als bekannte Tatsache hinzunehmen und glaubt es gar wissenschaftlich beweisen zu können, da sie mehr Mitlaute enthält als jene. Aber das sind unbeweisbare Dinge. Klingt das Deutsche nicht so weich und einschmeichelnd wie das Italienische, so hat es einen herben, männlichen Ton, einen andern, aber nach meinem Gefühl nicht geringern Wohlklang. Man lese sich ein kleines Stormsches Gedicht vor, etwa „Juli“ oder „über die Heide“, und frage sich dann, ob es der Sprache unsrer Tage an Klangfülle mangelt. Wiederholt haben mir musikliebende Ausländer versichert, nach ihrer Überzeugung eigne sich keine Sprache so gut für den Gesang wie das Deutsche — nur unsre Landsleute selbst sind gleich bereit, ihre Muttersprache zurückzusetzen.

Es soll mit diesen Darlegungen nicht gesagt sein, daß es nicht auch wirkliche, nachdrücklich zu bekämpfende Mißstände gäbe. Sprache ist zunächst Verständigungsmittel: was die Verständigung hindert, ist daher zu tadeln. Das trifft vor allem den übermäßigen Gebrauch von Fremdwörtern; sie machen den Ausdruck oft unbeholfener, stets weniger bildhaft und volkstümlich, also weniger wirksam. Man vergleiche nur einmal: internationales meteorologisches Zentralbureau, und: Weltamt für Wetterkunde, Refonvaleszenz: Genesung, Abiturientenexamen: Reifeprüfung, Universitätsprofessoren: Hochschullehrer, Projektionsapparat: Bildwerfer, Evakuierung: Räumung, fakultativ: wahlfrei, Präliminarfriede: Vorfriede, Marmelade: Mus. Jedes Volk vermag alle seine Gedanken in seiner eignen Sprache auszudrücken, auch das deutsche. Sehen wir von der strengen Wissenschaft ab, die mancher in der ganzen gelehrten Welt üblicher Fremdwörter vielleicht nicht entraten kann, so verwendet jede Sprache nur eine gegenüber ihrem gesamten Wortschatz verschwindend kleine Zahl von Entlehnungen; im Englischen ist ihre Menge größer, im Deutschen allein ist sie unübersehbar und unzählbar. Unsre trübe Vergangenheit mag

diese Fremdtümelei erklären, die Gegenwart mit ihren ewig denkwürdigen Ereignissen läßt sie als einen nicht länger zu duldenden Flecken auf dem blanken Schilde unsrer völkischen Ehre erscheinen. Gewiß können die Ansichten darüber, ob das deutsche Wort das fremde ersetzt, auseinandergehen, auch hier ist Freiheit und Duldung erforderlich -- aber der gute Wille sollte vorhanden sein. Jeder kann an sich selbst die Beobachtung machen, wie ihm durch den Fortgang der Sprachentwicklung manches Fremdwort entbehrlich wird, auf das er zuerst nicht glaubte verzichten zu dürfen; wem einzelne Verdeutschungen zu weit gehen, der wende sie nicht an, aber er spotte auch nicht über sie: sehr viele bei ihrem ersten Auftreten verachtete Neubildungen gehören heute zum festen Bestand der Sprache. Haben wir sie nur häufig genug gehört und gelesen, so hören sie von selbst auf, wunderbarlich zu klingen.

Trotz der Fortschritte der Sprachreinigung seit dem August 1914 ist der gegenwärtige Gesamtzustand höchst unbefriedigend. Noch immer stehen wir auf fast allen Gebieten in einer beschämenden Ausländerei. Der Wortvorrat unsrer Redner und Tageschriftsteller enthält noch immer Fremdbroden wie Demarche, Desinteressement, Prestige, territoriale Integrität, dissolvente Faktoren, Entente, Alliierte, Annexion, Desannexion, Kontribution, interalliierte Konferenz, Konstituante, Aktion, Intervention, brutalisieren, terrorisieren und tausend andre; noch immer ist die Mehrzahl der Straßenschilder voll französischer und englischer Bezeichnungen, und von den Fremdwörtern der Umgangssprache sind nur wenige verschwunden. In welchem Umfange wir alltäglich selbst da sündigen, wo vollwichtige deutsche Ausdrücke in Hülle und Fülle zur Verfügung stehen, mag an einem Beispiele gezeigt werden. Unsrer Muttersprache besitzt weit über hundert Verstärkungs- und übertreibungswörter, wie: ungeheuer, einzigartig, wunderbar, fabelhaft, unglaublich, riesig, großartig, glanzvoll, bodenlos, hanebüchen, grimmig, diebisch usw. Dazu kommen mindestens ebenso zahlreiche Zusammensetzungen: bettelarm, steinreich, pechschwarz, bildschön, stockdumm, spinnefeind, Hundekälte, Wolfshunger, Pferdearbeit, Bombenerfolg, Heidengeld, Erzschorke usw. Sollte man nicht meinen, damit ließe sich auskommen? Dennoch sagt man: enorm teuer, immens

reich, kolossal billig, eminent praktisch, direkt gemein, total nervös, absolut falsch, perfekt Französisch, intensiv schwarz, ideal schön, extra fein, superflug, hyperkritisch, ultraradikal, comme il faut, non plus ultra, tiptop, horrendo Summe, exorbitante Forderung, phantastische Preise, stupendes Gedächtnis, prominente Persönlichkeit, brillantes Geschäft, patente Sache, eklatanter Erfolg, probates Mittel, phänomenale Leistung, sensationeller Artikel, grandioser Entwurf, famoser Kerl, Generalprobe, kapitaler Zehrender, pompöse Ausstattung, imposante Erscheinung, fulminante Toilette, superbes Diner, karnibalischer Hunger, exquisite Weine, prima Tafelbier, delikate Wurst, deliziöser Duft, souveräne Meisterschaft, pyramidaler Einfall, sublimer Gedanke, exzellente Idee, kompletter Unsinn, frappante Ähnlichkeit, formidable Macht, monströses Verbrechen, Monstrekonzert — dieses unvollständige Verzeichnis genügt wohl! Freilich ist es schwer, Ausdrucksweisen zu meiden, an die man von Jugend auf gewöhnt ist und die einem in Wort und Schrift immer wieder begegnen, aber bei der Größe des Übels ist ohne zähes Wollen kein entscheidender Fortschritt denkbar. Wer einmal begonnen hat, ganz Deutsch zu reden — was nicht bedeutet, jedes sich aufdrängende Fremdwort sogleich übersehen, sondern den Gedanken von vornherein in deutsches Gewand kleiden —, auf den wirkt der nie auszuschöpfende Reichtum unsrer Muttersprache wie eine Offenbarung. Er macht bald die Erfahrung, daß er immer findet, wenn er ernsthaft sucht, und oft Besseres findet, als er erwartet hat; daß er bisher eine Fülle wertvollsten Sprachgutes zugunsten bequemer, aber verschwommener Welschworte vernachlässigt hat und daß ihn erst der deutsche Ausdruck zu schärfster Erfassung des Gedankens zwingt. Dieses Ringen um das deutsche Wort wird ihm zu einer lieben, fruchtbaren Mühe, deren verführerischer Reiz ihn nicht wieder losläßt. Ein glänzendes Vorbild dafür, wie sich ein Sachgegenstand in gemeinverständlichem, mustergültigem Deutsch behandeln läßt, haben unsre amtlichen Heeresberichte gegeben, die an Fremdwörtern nur dienstlich eingeführte und daher vorläufig nicht zu entt ehrende enthalten.

Die Verständlichkeit wird ferner in hohem Maße beeinträchtigt durch eine unnatürliche und schwerfällige, dem lebendigen Wort

entfremdete papierne Ausdrucksweise, die mit zahlreichen ineinandergewickelten Schachtelsätzen arbeitet und vor lauter Genauigkeit und Gründlichkeit ungenießbar wird. Faßlich und wirksam ist die Sprache nur, wenn ein klarer Gedanke in eine klare und einfache Form gefaßt wird. Niemand hat über diese beiden Stilgebrehen Trefflicheres und Überzeugenderes gesagt als E. Engel in seiner „Deutschen Stilkunst“ und „Sprich Deutsch“.

III. Sprache und Schrift.

Fast alle sprachlichen Vorgänge, die wir bisher besprochen haben — Neuerungen in den Formen oder der Satzbildung, Bedeutungswandel, Bereicherung des Wortschatzes, abgeschlossene Lautveränderungen —, waren derart, daß sie sich in der geschriebnen Sprache deutlich feststellen ließen. So kommen wir leicht dazu, uns mit der Widerspiegelung der sprachlichen Ereignisse in der Schrift zu begnügen, ohne bis zur Sprache selbst vorzudringen. Wir wissen natürlich, daß sich die Wandlungen in der Regel beim Sprechen, nicht erst beim Schreiben oder innerhalb des Geschriebnen vollziehen, aber grade weil die Sache so einfach zu liegen scheint, machen wir uns das Verhältnis zwischen Sprache und Schrift nicht immer klar.

Eine kurze Überlegung zeigt die Armut der Schrift gegenüber der Sprache. Der Satz: „Sie können jetzt gehn“ kann eine gleichgültige Mitteilung ohne jeden Gefühlston, aber auch eine im freundlichsten Tone gewährte Erlaubnis bedeuten; er kann eine widerwillig gegebne Zustimmung ausdrücken und einen mit schneidender Kälte ausgesprochenen Befehl, z. B. nach einem Verhör. In allen diesen Fällen wird der Hauptton auf dem Zeitwort gehn ruhen, er kann aber auch auf Sie oder jetzt fallen, ja sogar auf können — jedesmal entsteht eine neue Bedeutungsabschattung, die dem Hörenden sofort verständlich ist. In der Schrift aber haben wir immer dieselben stummen vier Wörter vor uns, die Schnelligkeit des Sprechens, den Tonfall, die Betonung, das Mienen- und Gebärdenenspiel des Sprechenden verraten sie uns nicht. Die Schrift vermag das lebendige Wort eben nur unvollkommen wiederzugeben. Dafür bietet sie den unermesslichen Vorteil, der schnell verhallenden Sprache Dauer zu verleihen. Wer spricht, wirkt nur auf eine beschränkte

Zahl von Zuhörern; wer schreibt, kann sich an die Gesamtheit seines Volkes, ja an die ganze des Lesens kundige Menschheit wenden und nicht allein der eignen Zeit, auch der künftigen. Ohne die Schrift wüßten wir nichts mehr von Homer, hätte sich selbst von Shakespeare kaum eine verworrene Kunde erhalten, wäre unsre heutige Gesittung undenkbar.

Diese Nachteile und Vorzüge der Schrift liegen auf der Hand. Wir haben auch erwähnt, daß sie sich schon dem Wortlaute nach nicht völlig mit der Sprache, die wir sprechen, deckt. Die gesprochne Rede ist stärker mundartlich, ungezwungner, einfacher in ihren Fügungen; beim Schreiben denken wir mehr nach, verwerfen mundartliche Ausdrucksweisen, verwenden sogar solche, die wir kaum je sprechen, gebrauchen kunstvollere Verknüpfungen und suchen die Mängel der Schrift durch möglichst deutliche Hinweise und Verwendung von Satzzeichen wettzumachen. Wir schreiben also nicht ganz, wie wir sprechen, obwohl es anderseits ein schwerer Schade für die Schriftsprache ist, wenn sie nicht in engster Fühlung mit der gesprochenen Sprache bleibt. An diese Unterschiede denkt man jedoch gewöhnlich nicht, wenn die Frage aufgeworfen wird, ob wir im Deutschen schreiben, wie wir sprechen, oder, wie man häufiger sagt, ob wir sprechen, wie wir schreiben. Man will damit vielmehr fragen, ob die Schrift die Lautgestalt der Sprache getreu wiedergibt, oder umgekehrt, ob wir alle geschriebnen Buchstaben stets in gleicher Weise aussprechen. Diese für das Verständnis des Wesens der Sprache und der Sprachentwicklung überaus bedeutsame Frage wollen wir im folgenden untersuchen.

1. Sprechen wir, wie wir schreiben?

Zweifellos ist die Mehrheit unsres Volkes der Ansicht, daß sich in unsrer Muttersprache Laut und Buchstabe ungefähr decken. Besonders stark pflegt diese Überzeugung bei denen ausgeprägt zu sein, die ein wenig Französisch und Englisch können, weil in diesen Sprachen die Abweichungen zwischen Aussprache und Schrift auf der Hand zu liegen scheinen. Wer Französisch treibt, muß sich von der ersten Stunde an solche Verschiedenheiten merken, etwa daß u wie ü, ou wie u, c vor e, i, y wie stimmloses s lautet. Im Englischen muß er lernen, daß a oft *ä*, e

aber i gesprochen wird, daß th einen besondern Laut bedeutet u. a. m. Auf Grund dieser Tatsachen aber läßt sich noch nicht sagen, daß man anders spricht als schreibt; wenn u immer als ü, a immer als ä gesprochen wird, so sind beide Buchstaben gute und einheitliche Lautbezeichnungen: wo u und a geschrieben steht, weiß man genau, wie man sprechen soll. Freilich ist ihr Lautwert ein anderer als im Deutschen, und darum müssen wir ihn erst lernen; wer ihn aber einmal kennt, der hat keine Schwierigkeiten mehr. Anders liegt es, wenn man sich in brun und father eine neue Aussprache einprägen muß, denn jetzt erscheinen u und a nicht mehr als regelmäßige Schriftzeichen für die Laute ü und ä. Solcher Abweichungen gibt es in beiden Sprachen allerdings viele, und so kann man sagen, daß die französische Schreibung nicht einheitlich und nicht lautgetreu, die englische äußerst unregelmäßig und schwierig ist — demgegenüber scheint die Anschauung berechtigt, wir schreiben im ganzen, wie wir sprechen. Es kann nicht im Plane dieser Darstellung liegen, eine erschöpfende Vergleichung zwischen Aussprache und Schrift anzustellen, es soll nur an einer Reihe bezeichnender Beispiele deutlich gemacht werden, wie sich beide zueinander verhalten.

Wie sprechen wir den Buchstaben e aus? Eine gründliche wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage ist schwer, da grade beim e in den verschiedenen Landschaften die mannigfachsten Aussprachen vorkommen. Auf Feinheiten kommt es uns aber nicht an; der Leser könnte sie nicht leicht nachprüfen und sie überzeugten ihn daher nicht. Wir suchen einfach nach Wörtern, in denen das e an irgendeiner Stelle vorkommt, und stellen offenbare Verschiedenheiten fest. Da finden wir:

1. in hebt, Beet, ehrlich, jemand hat es ungefähr den Lautwert, den wir ihm bei der Aufzählung der Buchstaben zu geben pflegen, nämlich den eines langen geschlossenen Lautes, also ē.

2. Ein andres e sprechen wir in Bett, Held, Eltern, Herz; hier ist es kurz und offen. Es wird oft ä geschrieben: hält, älter, aufwärts; wir bezeichnen es als ě oder ä. Wie man es auch im einzelnen spricht, der Unterschied gegen das erste ist klar, man kann beide Laute nicht vertauschen.

3. Einen noch offnern, langen Laut hat es in Herd, Wert, dem betonten er, der, vielfach auch in geben, leben. Es besteht

kein Aussprachunterschied zwischen Wert und gewährt, auch der Herkunft nach sind beide Laute gleich: mhd. wert und gewern. In Norddeutschland und auf der Bühne hört man für dieses e allerdings meist ē, worauf wir noch zurückkommen. Wir drücken diesen Laut durch ē oder ä aus. Ganz verschieden davon ist

4. das e in Gabe, Habe und in schwach betonten Vorsilben: Bestand, Verstand. Es ist ein kurzer, dumpfer Laut, für den unsre Schrift keinen eignen Buchstaben hat und den man durch o (umgekehrtes e) bezeichnet. Endlich sprechen wir

5. das e gar nicht in Dieh, nie, meist auch nicht in hatten, Vogel. Rechnen wir noch hinzu, daß

6. in der Verbindung ei der erste Buchstabe gemeindeutsch a gesprochen wird, also mein = maⁿ,

7. das e in eu aber o, nämlich heute als ho^otə, und schließlich, daß man

8. in Napoleon, Petroleum, Linoleum gewöhnlich ein kurzes mitlautendes i hört, also Napoljon, Petroljum, Linoljum, so erhalten wir acht verschiedene Aussprachen desselben Buchstaben e, und zwar so verschiedene, daß eine Vertauschung zweier Lautwerte gradezu spaßig wirken würde. Der Ausländer z. B., dem ein Deutscher gesagt hätte, man spreche das e im Deutschen immer als ē aus, und der daraufhin Westen, Herz, Gabē, hattē, ni-ē, mē-in, hē-ute, Petrolēum spräche, würde uns höchst lächerlich erscheinen und bisweilen unverständlich sein. Wir erkennen dabei zugleich, daß die Klage, unsre Sprache klinge wegen der zahllosen e einförmig, nicht ganz berechtigt ist, weil dieser allerdings sehr häufige Buchstabe ja recht verschieden ausgesprochen wird. — Ähnliche, wenn auch an Zahl geringere Unterschiede zeigen sich bei der Aussprache der andern Selbstlaute; so ist das i lang und geschlossen in nie, ihm und dem betonten wir, ihr; einen kurzen offenen Laut, der in Süddeutschland dem vorigen ähnelt, sonst aber, besonders vor gewissen Mitlauten, in den mannigfachsten Färbungen bis zu ĩ und ü hin gesprochen wird, hat es in Fisch, ich, wild, wirken, Kirche. In Fremdwörtern wie national, Portion sprechen wir in der Regel ein j.

Aber die Mitlaute werden doch wenigstens ausgesprochen, wie man sie schreibt? Wir werden sehen. Wenn man einem gebildeten Deutschen sagt, man glaube nicht, daß er b und p,

d und t, g und k stets unterscheide, so wird er diese Behauptung entrüstet zurückweisen, ja fast als ehrenrührig empfinden. Seit sich im ganzen Sprachgebiet die Meinung verbreitet hat, die Sachsen, deren Mundart vielen häßlich und lächerlich scheint, begingen diese Verwechslung beständig, mag niemand einen solchen Vorwurf gern auf sich sitzen lassen. Nun liegt die Sache so: es gibt keinen Deutschen, der beim Sprechen b, d, g und p, t, k immer scharf auseinanderhielte, keinen einzigen! Wir betrachten der Kürze halber nur d und t, an denen sich alles zeigen läßt, worauf es uns ankommt. In der Schrift ist der Unterschied groß und klar, aber man braucht nur eine Anzahl Menschen aus verschiedenen Theilen unsres Vaterlandes reden zu hören, um zu merken, wieviel schwieriger und verwickelter es mit der Aussprache steht. Am deutlichsten zeigt sich das im Anlaut. Da gibt es ein d mit Stimmton, also ganz weich, wie man es meist in Norddeutschland hört; dann ein d ohne Stimmton, das daher härter klingt: dies herrscht in der Mitte und im Süden. Das t wird entweder ohne Hauch gesprochen, wie im Französischen, so daß es sich dem d nähert; dies ist der Fall in der Schweiz und im Bährisch-Österreichischen, aber auch in manchen Gegenden des Nordwestens; oder man läßt ihm einen starken Hauch folgen, wie im größten Teile des Nordens, und dieses t erscheint uns als eigentlich hartes t. Diese Spielarten kann jeder bei einiger Aufmerksamkeit selbst beobachten. Sie zeigen sich im wesentlichen auch in der Aussprache des Gebildeten, der sie schon deshalb nicht bekämpfen kann, weil er gewöhnlich nichts davon weiß. Ist der Abstand zwischen dem stimmhaften d und dem behauchten t sehr groß, so ist er sehr viel geringer zwischen dem stimmlosen d und dem unbehauchten t, auch hier also finden wir in der Aussprache die bequeme Einfachheit der Schrift nicht wieder.

Betrachten wir den Auslaut (Land, und, Rad), so fällt uns auf, daß wir keine der genannten beiden Arten des d sprechen, sondern ein bald behauchtes, bald nicht behauchtes t, also Lant, unt, Rat, d. h. wir machen im Auslaut keinen Unterschied zwischen d und t! Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einmal das Wort Land mit stimmhaftem d zu sprechen, wie man es im Englischen tut, und die

Abweichung von unsrer gewöhnlichen Aussprache tritt deutlich hervor. So hatte es keinerlei Bedeutung für den Klang, als die alte Schreibung Brod in Brot umgeändert wurde. Im Inlaut aber sprechen wir wirklich *ð*, so daß die in mhd. Zeit vorwiegende Schreibweise *lant*, *landes* die Aussprache viel genauer wiedergab als unsre heutige. Im Satzzusammenhange kann ein solches als *t* gesprochenes *ð* auch auf ein anlautendes stimmhaftes *ð* wirken und es stimmlos machen: so wird „und dann“, „Land der Jugend“ zu *unttann*, *lantter* Jugend, wobei das *tt* meist nicht behauptet ist. So spricht auch niemand *hast du*, *nimmst du* buchstäblich aus, sondern wir sprechen, wie unsre Vorfahren schrieben: *hastu*, *nimstu*. Ja, das auslautende *t* der zweiten Person der Einzahl ist sogar wahrscheinlich nichts andres als das *ð* von *du*. Im Ahd. hieß es ursprünglich *nimis du*, woraus man eine Form *nimist*, unser *nimmst*, abgetrennt hat. Daß auch sonst bei einem Nebeneinander von *ð* und *t* nie beide Laute zu hören sind, ergibt sich aus Wörtern wie *verwandt*, *plattdeutsch*, *Stadtthor*, *entdecken*. — In einigen Fremdwörtern, wie *Aktion*, *Nation*, hat *t* den Lautwert *z*; man spricht es gewöhnlich gar nicht in *Hauptmann*, *lebt man*, *glaubt mir*, und so erkennen wir, daß von einer einfachen Übereinstimmung zwischen Laut und Schrift keine Rede sein kann.

Die sog. sächsische Aussprache von *ð* und *t*, die nicht nur in Sachsen herrscht, verdient noch ein kurzes Wort. Die allgemeine Überzeugung, wie sie sich auch in Witzblättern und selbst in literarischen Werken, z. B. in Hauptmanns „Biberpelz“ ausspricht, ist, daß der Sachse regelmäßig *b*, *ð*, *g* mit *p*, *t*, *k* verwechsle. Offenbar kann es sich dabei nur um den Anlaut handeln, da für Inlaut und Auslaut in ganz Deutschland besondere Regeln gelten. Hätte diese Anschauung recht, so hieße das, die Sachsen wüßten die stimmhaften und stimmlosen Laute sehr wohl zu unterscheiden, nur lägen in ihrer Mundart die Verhältnisse grade umgekehrt als im Schriftdeutschen; es müßte also im Sächsischen jedes *b*, *ð*, *g* als *p*, *t*, *k* auftreten und umgekehrt. So ist es natürlich nicht. Der Sachse verwechselt für gewöhnlich nicht, er spricht vielmehr weder stimmhaftes *ð* noch behauptetes *t*, wie die Bühne sie fordert, sondern stets stimmloses *ð*. Dieser Laut ist also, grob ausgedrückt, härter als *ð* und weicher als *t*. Da, wo

wir d zu hören erwarten, etwa in dumm, vernehmen wir einen härtern Laut, und da unsre Schrift keinen andern Buchſtaben bietet, ſo faſſen wir ihn als t auf. In dem Worte Turm aber, wo wir nicht den harten norddeutſchen Laut hören, ſondern einen weichern, klingt er uns wie d. Damit ſoll nicht beſtritten ſein, daß der Sachſe häufig genug wirklich eine Verwechſlung begeht. Sobald er mit einem Norddeutſchen ſpricht, ſich ſeiner ſächſiſchen Ausſprache bewußt wird oder gar ſchämt, dann bemüht er ſich, die ihm vornehmer ſcheinende Sprache nachzuahmen und d und t zu unterſcheiden. Da er aber beide ganz gleich zu ſprechen pflegt, ſo iſt es ihm beſonders in lebhafter Unterhaltung nicht immer möglich, in jedem Falle für den ihm vertrauten Laut den entſprechenden ſchriftſprachlichen einzufetzen, und ſo kommt es leicht, daß er wirklich tumm und Durm ſagt. Auch ſtarke Aufregung und überhaupt größere Lebhaftigkeit üben ihren Einfluß; zwar wird dann nie t zu d, wohl aber oft d zu t. Doch dieſelbe Erſcheinung läßt ſich auch außerhalb Sachſens beobachten. Auch bei dem gebildeten Norddeutſchen, der d und t im Anlaut ſorgfältig ſcheidet, auch auf der Bühne, auch in fremden Sprachen verliert das d oft den Stimmtön, ja geht in behauchtes t über, wenn mit größtem Nachdruck geſprochen wird. — Ähnlich wie mit d und t iſt es mit b, p, in geringerem Grade mit g, k, und beim Zuſammentreffen mehrerer dieſer Laute; man ſpricht z. B. niemals buchſtäblich Haup-t-bahn-hof. Bei g zeigt ſich noch dadurch eine beſondere Schwierigkeit, daß es nicht nur als Verſchlußlaut, d. h. als ſtimmafter Laut zu k geſprochen wird (in ganz), ſondern auch als Reibelaut (ch, in König). Selbſt für die Bühne gibt es eine ganze Reihe verſchiedner Ausſprachen; ſo ſoll es, von Fremdwörtern abgesehen, in jedem der folgenden Wörter anders klingen: gut, weg, Schlag, ewig, ew'ge, jung.

Nicht beſſer iſt es mit andern Mitlauten. Die Ausſprache des n in nein iſt klar; ſteht es aber vor k (Bank, trinken), ſo bedeutet es etwas ganz andres, einen in ſeiner Klangfarbe je nach dem vorhergehenden Selbſtlaut verſchiednen Gaumenlaut, für den unsre Schrift wiederum kein eignes Zeichen hat. Bisweilen ſchreiben wir ihn ng, in klingen, lange, wiſſenſchaftlich drückt man ihn durch ŷ aus. Daß wir hier nicht unſer gewöhn-

liches n vor uns haben, erkennen wir, wenn wir buchstäblich aussprechen: Hun-ger; diese Erkenntnis wird dadurch nicht gefördert, daß man ng beim Abteilen trennt. Dasselbe η sprechen wir oft auch in Zusammensetzungen und im Satze: Pfannkuchen, ein ganz gefährlicher Mensch, dann kam er. Endlich gleicht sich das n einem Lippenlaute leicht an und wird zu m; wir sprechen meist: fünf, Vernumft, habm, wemman. Wer sich diese Worte einzeln vorsagt, der spricht freilich ein deutliches n und bestreitet entschieden, daß er es je durch m ersetzt. Aber es handelt sich natürlich um das Sprechen im Zusammenhange, und wir sprechen nicht Wörter, sondern Sätze. Das sicherste Mittel, zu erfahren, wie man spricht, ist die Beobachtung der Sprache anderer, die nicht wissen, daß man sie beobachtet. Beim r gibt es zunächst zwei auffällig verschiedene Aussprachen: das Zungen-r, das auf der Bühne noch vorgeschrieben ist, und das am hintern Gaumen gesprochne Zäpfchen-r, das immer weiter um sich greift. Das letzte geht besonders norddeutsch in ch über: Gachten statt Garten, oder es verschwindet ganz, nachdem es auf den vorangehenden Selbstlaut eingewirkt hat, oder es wird völlig zum Selbstlaut: in Norddeutschland klingt warten oder warnen oft wie wäten und wänen, statt der Endung er in Vater, Mutter hört man einen a-artigen Selbstlaut, ebenso in wir, dir. Das ch hat im größten Teile des Sprachgebiets zwei deutlich unterscheidbare Lautwerte, den einen in ich, den andern in ach.

Machen wir nun noch die Gegenprobe, indem wir fragen: wird denn im großen und ganzen derselbe Laut mit demselben Buchstaben geschrieben? Wie schreiben wir z. B. das lange i? In wir mit i, in Liebe mit ie, in ihr mit ih, in empfiehlt mit ieh (auf den geschichtlichen Grund dieser Schreibung kommt es hier nicht an), in den Namen Kynburg, Kynast, Wyl mit y. Das kurze i schreiben wir i in Hirt, ie in Viertel, η in manchen Fremdwörtern wie Zylinder, Physik (die Aussprache des η als ü tritt in volkstümlichen Fremdwörtern immer mehr zurück). Den k-Laut drückt die Schrift aus durch k in Kunst, k in Glück, r in Here, g in Berg (bühnendeutsche Aussprache), ch in Fuchs, q in erquicken, c in Café. Für f schreiben wir f in für, v in vor, ph in Photographie (und nach nord- und ostmiteldeutscher Aus-

sprache pf in Pferd). Der Doppellaut ts erscheint als ts in vorwärts, z in Zahl, k in Schatz, ds in vollends, c häufig noch in Civil, t in Aktie; die Verbindung ks als ks in links, ds in Fracks, ts in Häcksel, z in Heze, gs in flugs, ds in Wuchs; den sch-Laut schreiben wir sch in schön, s in stehn, ch in Chaussee.

Aus diesen Betrachtungen entspringen mehrere Erkenntnisse. Zunächst erhalten wir die Antwort auf die am Anfang dieses Kapitels (S. 100) gestellte Frage: nein, wir schreiben nicht, wie wir sprechen, wir sprechen nicht, wie wir schreiben! Derselbe Buchstabe kann die verschiedensten Lautwerte haben, derselbe Laut wird durch die verschiedensten Buchstaben wiedergegeben — der Abstand zwischen Laut und Schrift ist außerordentlich groß. Ist er auch kleiner als im Französischen und Englischen, so besteht zwischen diesen Sprachen und dem Deutschen doch kein grundsätzlicher, sondern nur ein Gradunterschied, ganz abgesehen von unserm Brauch, die Hauptwörter groß zu schreiben, der ja in der Aussprache keinerlei Entsprechung findet.

2. Verhältnis der Laute zu den Buchstaben.

Wir erkennen ferner, daß es viel mehr Laute gibt als Buchstaben, und diese Einsicht ist wichtig für das Verständnis des Verhältnisses zwischen Sprache und Schrift. In den Buchstaben e und g stecken eine ganze Reihe verschiedner Laute; aus einem Briefe kann ich nicht ersehen, ob der Schreiber das p mit oder ohne Hauch, Zungen-r oder Zäpfchen-r spricht, ob er das w mit beiden Lippen oder so bildet, daß er die Unterlippe an die Oberzähne hebt. Ein a ist etwas ganz Einfaches, Klares, eine Welt scheint es vom e oder o zu trennen. Wo a geschrieben steht, da sprechen wir einen Laut, der uns als der einzig mögliche, eben als der a-Laut erscheint. So meint der Mittel- und Süddeutsche mit seinem dumpfen, so der Norddeutsche mit seinem hellen a, und doch sind beide recht verschieden. Das dumpfe a nähert sich dem o, das helle (besonders auffällig in Hannover, ähnlich in Paris) klingt nach e (ä) hin. Wir bringen es ohne viel Mühe fertig, von dem uns geläufigen ā ausgehend, eine große Reihe von a-Lauten schnell hintereinander zu erzeugen, die ganz allmählich o-artiger werden; dabei beobachteten wir, daß der Zungenrücken, der beim reinen a den Gaumen nicht be-

rührt, sich diesem nähert und nach hinten verschiebt und daß sich die Lippenöffnung verringert und eine Rundung entsteht. Ebenso können wir vom a zum \bar{a} und \bar{e} gelangen; damit ist auch der Weg vom \bar{o} zum \bar{e} gegeben. Die Reihe ist also diese: $\bar{o}\bar{a}\bar{a}\bar{e}\bar{e}$ oder noch genauer: $\bar{o}\bar{o}\bar{a}\bar{a}\bar{a}\bar{e}\bar{e}\bar{e}$; es lassen sich noch mehr Zeichen für die Zwischenstufen ausdenken, aber nie kann es gelingen, jede Lautfärbung durch einen Buchstaben genau zu erfassen. In gleicher Weise könnten wir die ganze Reihe der Selbstlaute durchgehen, und das Ergebnis ist, daß ihrer nicht 5, auch nicht 10 oder 20 sind, sondern unzählige.

Für die Mitlaute gilt ungefähr dasselbe. Wenn wir die Wörter Kind und Kuh aussprechen und dann noch einmal zu beiden ansetzen, aber nach dem k innehalten, so fällt uns ein Unterschied zwischen den k-Lauten auf: das erste ist heller, wird vorn im Munde gesprochen, das zweite ist dumpfer und entsteht am hintern Gaumen, denn das eine ist vom i, das andre vom u beeinflusst, kurz, je nach dem folgenden Selbstlaut gibt es verschiedene Arten des k. Beim ch ist dieser Einfluß so auffällig, daß man von einem ich-Laut und einem ach-Laut zu reden pflegt; die große Verschiedenheit beider hört man deutlich, wenn man den ich-Laut in dem Worte ach spricht. Aber natürlich handelt es sich dabei nur um zwei hervorragende Punkte der Reihe, denn auch die Menge der ch-Laute ist sehr groß. Kurz, da jede noch so unbedeutende Verschiebung der Zungenlage, der Lippenöffnung, jede Veränderung der sonstigen Sprechwerkzeuge einen Klangunterschied bewirkt, so sind unendlich viele Laute denkbar. Kommt für das Deutsche auch nur ein Teil davon in Betracht, sehr viel größer, als man gewöhnlich meint, ist ihre Zahl doch.

Ohne diese Erkenntnis sind die meisten Lautveränderungen nicht zu verstehen. Wie soll es möglich sein, daß a jemals in e übergeht, z. B. gasti zu gesti, heute Gäste, wird, wo doch beide Laute so scharf geschieden sind, daß jedermann imstande ist, ein statt a gesprochenes e als solches und daher als falsch festzustellen? Es ist nur dadurch möglich gewesen, daß der Wandel allmählich und unmerklich über viele Zwischenlaute hinweg vor sich gegangen ist. Ohne diese Erkenntnis begreifen wir auch nicht den eigentümlich fremdartigen Klang, den andre Mundarten und Sprachen

für uns haben. Wenn ein Engländer spricht, so hören wir auch bei solchen Buchstaben, die nach dem Lehrbuch wie im Deutschen klingen sollen, gewisse Abweichungen, ohne daß wir uns gleich Rechenschaft geben könnten, worin sie bestehen. Das sind eben die feinen Unterschiede, die durch veränderte Zungenlage, Lippenstellung usw. entstehen, die an sich unbedeutend sein können und doch in ihrer Gesamtheit dazu beitragen, dem Englisch des Engländers jenen eignen Klang zu geben, den wir uns meist vergeblich bemühen nachzuahmen. Dasselbe gilt natürlich auch für andre Sprachen.

Noch eine weitere Unvollkommenheit der Schrift gegenüber der Aussprache mag angedeutet werden. In dem Worte *mein* schreiben wir vier deutlich voneinander geschiedne Buchstaben. Wir sprechen aber nicht vier deutlich voneinander geschiedne Laute, sondern eine ununterbrochne Reihe von solchen, nämlich außer den durch die Schrift bezeichneten noch eine Reihe von Übergangslauten. — Hatten wir festgestellt, daß wir nicht so schreiben, wie wir sprechen, so finden wir jetzt, daß die Schrift die gesprochne Sprache niemals getreu wiedergeben kann, daß eine lauttreue Schreibung undenkbar ist. Eine wissenschaftliche Lautschrift, die mit vielen Hilfszeichen arbeitet, kann ein hohes Maß von Genauigkeit erreichen, nicht mehr; eine für den täglichen Gebrauch bestimmte Schreibung muß sich begnügen, ungefähre Anhaltspunkte zu geben, die gröbere Mißverständnisse ausschließen. Wieviel dabei noch unausgedrückt bleibt, merkt man recht deutlich, wenn man einen Süddeutschen Frik Reuter vorlesen hört. Obgleich die plattdeutsche Schreibung stark an unsre hochdeutsche angelehnt ist, so soll sie doch auch die Eigentümlichkeiten der mecklenburgischen Mundart möglichst treu wiedergeben; der Süddeutsche aber, der diese aus der Schrift erschließen will, bringt dabei nur ein stark verhochdeutsches Niederdeutsch zustande.

Wie ist es möglich, daß uns diese Dinge so wenig zum Bewußtsein kommen, daß auch jemand, der seine Muttersprache mündlich und schriftlich beherrscht, davon durchaus nichts zu wissen braucht? Der Grund ist der übermächtige Einfluß, den das Schriftbild auf uns ausübt. Tagtäglich sehen wir die Sprache in einzelne Bestandteile aufgelöst, wenn wir lesen; wir setzen

sie selbst wieder aus ihnen zusammen, wenn wir schreiben — und diese einzelnen Teile sind Buchstaben. Beim Schreiben denken wir bisweilen nach, welcher von ihnen anzuwenden ist, immer drängt sich uns die Vorstellung auf, die Sprache bestehe aus Buchstaben. Beim Sprechen und Hören dagegen dringt eine Schallmasse an unser Ohr, die nicht einmal nach Wörtern scharf gegliedert ist, die sich nie von selbst in klar unterscheidbare kleinste Teile zerlegt; wir wissen ja, wie schwer eine deutliche Sonderung in einzelne Laute ist. Der Buchstabe gibt einen festen Halt, der Laut ist flüchtig und läßt sich schwer fassen; wer lesen und schreiben kann, vermag die Sprache in ihre Buchstaben zu zerlegen; wer die Laute herauschälen will, muß gründliche Studien treiben, und selbst dann bleiben Schwierigkeiten genug zurück. Schon in der Schule liegt das Schwergewicht notwendig auf den Buchstaben; sprechen und hören kann das Kind mit sechs Jahren schon, höchstens wird hie und da die Aussprache durch Vorsprechen eines Wortes, also einer Lautmasse, verbessert — lesen und schreiben muß es erst lernen. Zwar wird beim Schreibenlernen das Wort auch in seine Laute zerlegt, aber doch nur in großen Zügen und mit beständiger Rücksicht auf die Buchstaben; je mehr das Kind auf Mannigfaltigkeit und Zahl der Laute aufmerksam gemacht wird, desto schwerer lernt es schreiben. Wenn das *ng* lautiert wird, so muß doch immer gesagt werden, daß es meist *ng* geschrieben wird, und da das Lautieren bald, das Schreiben und Lesen nie aufhört, so tritt die Buchstabenverbindung immer stärker in den Vordergrund, und endlich scheint *ng* aus *n+g* zu bestehn. So drängt sich das Schriftbild vor das Lautbild, und zwar bei dem heutigen Bildungsmenschen um so mehr, je mehr er liest und schreibt. Wir vergessen zwar nie, daß wir Laute sprechen und Buchstaben schreiben, aber das ist oft nur ein Wortwissen, im Grunde glauben wir doch hinter jedem Buchstaben einen bestimmten Laut stehn zu sehen. Unser Ohr wird wenig, das Auge immer besser ausgebildet. Man frage einen gebildeten Deutschen, wie man *eu* und *ei* ausspricht: in der Regel weiß er gar nicht, was er antworten soll, man spricht eben *eu* und *ei*. Diese Lautverbindungen sind ihm so vertraut, daß er sie entweder für einen einzigen Laut hält oder meint, sie beständen aus *e+u*

und e+i, während wir doch etwa o^o und a^e sprechen. Er wird auch nachdrücklich die Behauptung zurückweisen, er sage häufig kön-n statt können, nicht selten unterlaufe ihm gar ein nich und is für nicht und ist; denn er hat immer das Schriftbild vor Augen, und beim Schreiben darf weder die Endung verkürzt werden noch das t fehlen.

All unser sprachgeschichtliches Wissen beruht auf dem Studium überlieferter Schriftdenkmäler, die lebendige Sprache unsrer Vorfahren ist für immer verklungen; nur das heutige Deutsch können wir ohne Hilfe der Schrift erforschen. So groß aber ist der Einfluß des bei der Behandlung früherer Sprachzustände notwendigen schriftmäßigen Verfahrens, daß man bei Untersuchungen sprachlicher Erscheinungen unsrer Zeit, etwa des Dativ-e, nicht die gesprochne Rede der verschiednen Kreise beobachtet, sondern ebenfalls die Buchsprache zugrundelegt, die doch nicht mehr ganz die natürliche Sprechweise wiedergibt, sondern vielfach geregelt ist. Die Beobachtung von Gesprochenem ist freilich sehr viel mühsamer als die ruhige Arbeit an einem gedruckt vorliegenden Sprachstoffe.

3. Unvollkommenheit unsrer Schreibung.

Die Überzeugung, daß es keine lauttreue Schreibung gibt, darf uns nicht blind machen gegenüber der Tatsache, daß unsre Rechtschreibung bedenkliche Mängel aufweist. Dürfen wir von ihr keine Genauigkeit verlangen, die sie ihrer Natur nach nicht bieten kann, so müssen wir doch zugeben, daß der jetzige Zustand unerfreulich ist, wo derselbe Laut auf sechs bis sieben Weisen geschrieben wird, derselbe Buchstabe vielerlei Lautwerte hat, ohne daß es sichere Regeln gäbe, die uns in diesem Wirrwarr leiten könnten. So sind denn die Klagen über unsre Schreibung schon alt, auch der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm, hat scharfe Worte darüber gesprochen.

Woher stammen nun ihre Unvollkommenheiten? Als man anfing, die deutsche Sprache der Aufzeichnung für wert zu halten, war man natürlich bestrebt, niederzuschreiben, was man sprach; aber dieses schon an sich nicht leichte Unternehmen wurde noch dadurch erschwert, daß keine andern Zeichen zur Verfügung standen als die der lateinischen Schrift, die den besondern

Bedürfnissen des Deutschen nicht angepaßt sein konnten und nicht für alle deutlich unterscheidbaren Laute ausreichten. Auch ist jede Schreibung von Anfang an der Beeinflussung ausgesetzt, indem ein Schreibgebrauch, der in einer Gegend lautlich berechtigt ist, sich auf andre Gebiete ausdehnen kann, in denen er es nicht ist. Daher darf man in alten Handschriften nicht jedem Buchstaben einfach seinen heutigen Lautwert geben, sondern muß versuchen, durch das Schriftzeichen zum Laute durchzudringen. Im ganzen aber ist die alte Schreibung lauttreuer als unsre jetzige, und man kann die Leistung der alten Mönche nicht hoch genug anschlagen. Im Laufe der Zeit wurde das Streben nach möglichst genauer Wiedergabe des Gesprochenen vielfach gehemmt. Unsre Schreibweise ist heute stark geschichtlich; man schrieb Buchstaben, die einen bestimmten Laut bezeichnet hatten, auch dann noch, als dieser nicht mehr gesprochen wurde. Dies ist begreiflich, weil der Lautübergang sich allmählich vollzieht, während eine Neuerung in der Schrift immer als schroffe Änderung empfunden wird; außerdem kann der ältere Zustand in einer Landschaft andauern, für die also die herkömmliche Schreibung berechtigt bleibt. So schreiben wir noch immer *ie*, obwohl wir das *e* nicht mehr sprechen; es verschwand in der Aussprache unter Dehnung des *i*, daher erscheint es uns heute als Zeichen für die Länge dieses Selbstlautes. Als solches wurde es aber auch auf Worte übertragen, in denen es nie gesprochen worden war, z. B. *sieben*, *wieder*, *viel*, *Sieg*, mhd. *siben*, *wider*, *vil*, *sige*, so daß *ie* jetzt nicht mehr lautgemäß ist und auch nicht zuverlässig die Geschichte des Wortes erkennen läßt. Ebenso sprach man das *h* in *sehen*, *Stahl* (ahd. *sehan*, *stahal*) ursprünglich aus; man vergleiche dazu *sehen* mit *Sicht*, *höher* mit *hoch*. Nachdem es verstummt war, erschien es als Dehnungszeichen und wurde wie *ie* auch in Wörtern geschrieben, in denen es geschichtlich nicht berechtigt war, so in *sehnen*, *gehn*, *Hahn*, *Sohn*, mhd. *senen*, *gēn*, *han*, *sun*.

Weiter war man bestrebt, die ihrer Abstammung nach zusammengehörigen Wörter einheitlich zu schreiben. Während der alte Umlaut des *a* durch *e* bezeichnet wurde (*balg*, *belgi*), schrieb man später immer *ä*, wenn ein verwandtes Wort mit *a* daneben stand: *Väter* zu *Vater*, *Gräber* zu *Grab*; aber man fühlt nicht stets die Beziehung zu einem alten *a* und schreibt an-

strengen, Stengel, edel, eng trotz Strang, Stange, Adel, Angst und bange (be-ange); anderseits täuscht man sich und schreibt ä, wo es gar nicht Umlaut von a ist, so in Käfer, gebären, wägen; rächen bezog man auf Rache, während das mhd. räche von dem Zeitwort rechen abgeleitet ist. Man schreibt herrlich und herrschen, weil man an Herr denkt, doch liegt hehr zugrunde (mhd. hērlich, hērsen); Zierat glaubte man aus Zier und Rat zusammengesetzt und schrieb es daher früher mit rr. Bei der Wortbiegung werden Verschiedenheiten, selbst lautlich begründete, beseitigt: mhd. lant, landes und kan, kunnen, nhd. Land, kann. Dagegen unterscheidet man völlig gleichklingende, teils sogar der Herkunft nach gleiche Wörter, wenn ihre Bedeutung verschieden ist: Mann, man; das, daß; wider, wieder; seit, seid; Weise, Waise; viel, fiel. Solche Unterscheidungen wurden z. T. dadurch erleichtert, daß Überfluß an Schriftzeichen herrschte: ei und ai, eu und äu, f und v, die verschiedenen s-Laute u. a. Diese Buchstaben sind oft willkürlich verteilt. Endlich haben sich nach vielem Schwanken gewisse Regeln herausgebildet, z. B. über die Bezeichnung von Länge und Kürze bei Selbstlauten; die Kürze wird in betonten Silben, die nur auf einen Mitlaut ausgehen, durch Verdopplung dieses letzten bezeichnet: Schall, Blatt, dann, aber ausgenommen: an, in, hat; die Länge wird nicht besonders bezeichnet: Gabe, kam, dir, außer wo der Selbstlaut verdoppelt wird oder e und h als Dehnungszeichen dienen: Saal, nahm, Biene.

Keiner der Grundsätze, die für unsre Schreibung bestimmend geworden sind, keine Regel ist folgerichtig durchgeführt worden. Es hat Zeiten gegeben, wo man auf die äußere Form überhaupt keinen Wert legte und sie dem Drucker überließ, so im 16. Jahrhundert; dazu kommt, daß man nie allzu stark vom Herkömmlichen abzugehen wagte, um nicht lauten Widerspruch hervorzurufen, und daß die Sache wirklich große Schwierigkeiten bietet. Rechnen wir hinzu, daß unsre heutige Schreibung schon am Ende des 18. Jahrhunderts ungefähr erreicht war, daß also ihre Grundzüge sich in Zeiten ausgebildet haben, in denen es keine streng wissenschaftliche deutsche Sprach- und Lautforschung gab, so begreifen wir, daß sie nicht besser geworden ist, als sie ist. Da ihre Mängel und Willkürlichkeiten offen zutage liegen, so begreifen wir auch, daß heute die Klagen lauter ertönen als je.

Sind wir aber berechtigt, die geschichtlich entstandne Schreibung zu ändern? Darüber kann kein Zweifel sein. Die Schrift ist ihrem Wesen nach eine künstliche Wiedergabe der gesprochenen Sprache durch bestimmte Zeichen, also etwas absichtlich festgesetztes, Geregelttes, und ist auch in ihrer Weiterentwicklung nicht ohne bewußtes Eingreifen des Menschen zu denken. Eine viel schwerer zu beantwortende Frage ist die, ob wir heute Veranlassung haben, eine Neuordnung vorzunehmen. Unsere jetzige Rechtschreibung weist gegenüber allen frühern den großen Vorteil auf, daß sie nicht nur im Deutschen Reiche, sondern auch in Östreich und der Schweiz amtlich eingeführt ist, also für das gesamte deutsche Sprachgebiet gilt. Mit Recht hat man betont, eine weniger gute Schreibung mit allgemeiner Gültigkeit sei einer bessern vorzuziehen, die nur für ein kleineres Gebiet Geltung habe. Weiter führt man an, angesichts der vorhandenen Aussprachunterschiede und der Unmöglichkeit einer völlig lauttreuen Schreibung sei das Festhalten an der nun einmal üblichen das geringere Übel; grade durch ihre Unbestimmtheit verberge sie die mundartliche Aussprache der Schreibenden, und ihre Unveränderlichkeit, der Grundsatz der Ausgleichung innerhalb desselben Stammes erleichtere das geläufige Lesen und Schreiben in hohem Maße. Zudem sind uns die Schriftbilder durch die Macht der Gewohnheit so vertraut geworden, daß wir jedem Eingriff unwillkürlich widerstreben, ganz gleich, ob er einen vernünftigen Grund hat oder nicht — er erscheint uns wie ein Eingriff in die Sprache selbst. Alles, was anders ist, als wir es gewöhnt sind, sieht seltsam und lächerlich aus. In den mhd. Wörtern *ir*, *wir*, *gir*, die alle ein kurzes *i* vor *r* enthalten, ist das *i* gleichmäßig gedehnt worden. Trotzdem würden wir bei einer einheitlichen Schreibung des *ir* als *ihr*, *wihr*, *Gihr* oder *ir*, *wir*, *Gir* oder *ier*, *wier*, *Gier* jedesmal zwei Wörter als falsch geschrieben empfinden, wir verlangen durchaus die nach Herkunft und Aussprache gleich unberechtigte Freiheit *ihr*, *wir*, *Gier*. Ebenso würde uns die durchgehende Klein- oder Großschreibung stören, während wir wiederum in der Anrede *Ihr* fordern und *Wir* im Erlaß eines Fürsten begreiflich finden.

Freilich, es hat lange gedauert, bis uns unsere Schreibgewohnheit lieb und vertraut geworden ist, und jedes neue

Geschlecht muß sie erst mit unendlicher Mühe wieder erlernen. Der Rechtschreibunterricht in der Schule dauert viele Jahre; nicht nur in den Volksschulen, auch in den höhern Schulen werden bis in die obersten Klassen hinein Fehler begangen, ja man hat mit gutem Grunde bezweifelt, daß es einen einzigen Deutschen gebe, der sich in jeder Einzelheit, Groß- und Kleinschreibung eingeschlossen, völlig sicher fühle. Der Lehrer, der ein deutsches Diktat durchsieht, sagt sich bei mancher regelwidrigen Schreibung seufzend: „Im Grunde hat der Junge ganz recht, unrecht hat die Rechtschreibung“ und muß dann dafür einen groben Fehler anrechnen. Dabei ist der anstrengenden Arbeit, die das Erlernen der Schreibung kostet, nicht einmal ein besondrer bildender Wert beizumessen; nur das Gedächtnis wird geübt, handelt es sich doch in zahlreichen Fällen um bloße Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten. Durch eine Verbesserung würde viel Zeit und Kraft gespart, die für nützlichere Dinge verwendet werden könnten. Auch ist die Gewohnheit keine unbesiegbare Macht; wir haben an uns selbst beobachtet, wie seltsam uns zuerst Wörter wie tun, Taler, Träne, Tee ohne h anmuteten, und doch haben wir uns daran gewöhnt, ja thun, Thaler, Thräne, Thee wollen uns schon nicht mehr recht gefallen. Ebenso schnell würden wir uns mit andern Neuerungen befreunden, auch mit der Kleinschreibung der Hauptwörter, wie sie in Grimms Deutschem Wörterbuch und vielen wissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften durchgeführt ist. Verschiedenheiten innerhalb desselben Wortes wie Lant, Länder und Haus, Hoöser (oder Hoiser) würden vielleicht zuerst das Schreiben ein wenig erschweren; dem gegenüber stände die Gleichmäßigkeit dieses Wechsels in allen Fällen und der Gewinn an lautlicher Erkenntnis.

Das Widerstreben gegen Änderungen der Schreibgewohnheit wäre viel geringer, wenn die Schrift dem Lautwandel besser folgen könnte; aber sie kann ja die unendlich feinen, kaum merkbaren Verschiebungen der Aussprache nicht nachahmen, sondern nur mit einem Ruck, plump und derb, eine deutliche, völlig durchgeführte Veränderung ausdrücken. Die Entwicklung vom a zum e geht so allmählich vor sich, daß der Abstand von dem an andrer Stelle erhaltenen a lange gar nicht gefühlt wird, daß ein Zeitpunkt kommt, wo man kaum sagen kann, ob a oder e gesprochen

wird — die Schrift kann den ganzen Schritt nur auf einmal tun. So begreifen wir auch, daß der Lautwandel sich in der Schrift erst zeigt, wenn er in der Sprache abgeschlossen ist, bisweilen viel später. Wenn wir also in den Handschriften von einem bestimmten Jahre an e statt a erscheinen sehen, so werden wir nicht sagen, in diesem Jahre habe sich der Übergang von a zu e vollzogen, sondern annehmen, daß dies schon früher geschehen sei. Würde im Jahre 1918 für ng das Zeichen ŋ eingeführt, so könnten wir uns vorstellen, daß eine künftige deutsche Grammatik sagte: „1918 ist die Lautverbindung n+g endgültig in unser heutiges ŋ übergegangen“ — was doch offenbar falsch wäre. Die Schreibung muß also zwar immer etwas hinter der Sprache zurückbleiben, aber im allgemeinen hat sie sich doch bisher bemüht nachzukommen. Wären unsre Vorfahren nicht bestrebt gewesen, stets ein wirkliches Bild der Sprache zu geben, hätten sie mit derselben Hartnäckigkeit wie wir an einem bestimmten Schreibgebrauche festgehalten und daher im 15. Jahrhundert noch ungefähr so geschrieben wie im 8. — was wüßten wir dann von der Geschichte unsrer Muttersprache, wie stünde es mit der deutschen Sprachwissenschaft! Wollen wir wieder ein gesundes Verhältnis zur gesprochenen Sprache gewinnen, so müssen wir bedenken: die Schrift hat die Aufgabe, die Sprache aufzuzeichnen, und wenn diese nie stillsteht, sondern sich beständig wandelt, so kann auch die Schrift nicht bleiben, wie sie ist, sondern muß sich ebenfalls entwickeln. Wenn also bei den letzten geringfügigen Änderungen unsrer Rechtschreibung so viel über die dadurch entstehende Unsicherheit und Beunruhigung geklagt wurde, so ist es gut, sich klarzumachen, daß sich die Schrift zu allen Zeiten, und zwar im großen und ganzen der Sprachentwicklung entsprechend, geändert hat und daß es zu ihrem Wesen als einer Wiedergabe des Gesprochenen gehört, mit diesem Schritt zu halten. So wenig es eine fertige Sprache gibt, so wenig gibt es eine endgültige Schreibung. Das bedeutet keine dauernde Beunruhigung; es sind ja nur in großen Zwischenräumen kleine Änderungen nötig. Wenn in unsrer Zeit innerhalb von 20 Jahren mehrere Neuregelungen stattgefunden haben, so hatten diese mit der Sprachentwicklung fast nichts zu tun und haben auch nicht viel genützt, weil sie nicht weit genug gingen.

Man sollte meinen, bei dauerndem Zurückbleiben der Schreibung müsse der Abstand zwischen Lauten und Buchstaben ungeheuerlich werden; aber ganz so schlimm ist es in Wirklichkeit nicht. Vielmehr vollzieht sich dann, dem allmählichen Fortschreiten der Lautentwicklung genau entsprechend, eine Art Ausgleich, der zuweilen eine Schreibänderung überflüssig macht. Im Englischen z. B. ist dieselbe Entwicklung des *i* und *u* zu *ei* und *au* eingetreten wie im Deutschen, der Engländer sagt nicht *min* und *hüs*, sondern *mein* und *haus*. Daß nun dieser Übergang in der Schrift nicht bezeichnet, sondern die alte Schreibung *mine* und *house* beibehalten wird, so daß *ei* durch *i*, *au* durch *ou* (= *u*) dargestellt wird, das schadet nichts, und kein Engländer kommt auf den Gedanken, hierin einen Mangel seiner Rechtschreibung zu sehen: denn das *i* heißt jetzt *ei* und erscheint als regelrechtes Schriftzeichen für den Doppellaut, den wir *ei* schreiben, ebenso wie *ou* für *au*. Zugleich mit der Umwandlung der Laute *i* und *ou* zu *ei* und *au* hat sich also die Bedeutung der Buchstaben *i* und *ou* gewandelt, ohne daß sich dabei jemals ein Zwiespalt ergeben hätte. So stören uns die Schreibungen heute und Land mit *eu* und *ö* durchaus nicht, obwohl sie die Laute nicht richtig darstellen; *eu* ist eben unsre Bezeichnung für *öo*, und jedes auslautende *ö* ist an sich härter als das anlautende. Bis zu einem gewissen Grade vollzieht sich dieser Ausgleich ununterbrochen bei jeder Lautverschiebung: wenn in 100 Jahren vielleicht auch in Süddeutschland die anlautenden *p*, *t*, *k* stets behauht werden, so erscheinen diese Buchstaben den künftigen Süddeutschen als ebenso genaue Zeichen für die neuen Laute, wie sie ihren heutigen Landsleuten die hauchlosen bedeuten. Freilich kann sich dabei eine unerwünschte Folgeerscheinung einstellen: wir können die Fühlung mit dem Laute so sehr verlieren, daß uns schließlich das *eu* in heute wirklich aus den Buchstaben *e* und *u* zu bestehen scheint. Auch das Nebeneinander von *eu* und *äu* bleibt unregelmäßig, und die richtige Schreibung muß in jedem Falle erlernt werden. Ein bedenklicher Zustand ergibt sich ferner, wenn die Stellung eines Buchstaben im Worte nicht unzweideutig zeigt, welche Aussprache ihm jeweilig zukommt; da nicht jedes mittelenglische *i* zu neuenglischem *ei* geworden ist, da sich *alive* (*ei*) und *live* (*i*) gegenüberstehen, so ist durch das Zurückbleiben der

Schreibung doch eine große Ungleichmäßigkeit entstanden. Daß dabei auch Verwechslungen vorkommen können, werden wir noch sehen. So genügt also diese Selbsthilfe des Sprachempfindens nicht immer, und läßt sie sich auch nie ganz entbehren, so ist ein vorsichtiges, auf das Nötigste beschränktes Mitgehen der Schrift doch das bessere Mittel.

Ein besondres Hemmnis bilden noch die zahlreichen gleichlautenden Wörter, die in der Schreibung unterschieden werden, wie rein: Rain, Mohr: Moor. Eine völlige Übereinstimmung: rain, Rain und Mor, Mor oder gar rain und mor müßte ja, wie es scheint, zu fortwährenden Verwechslungen führen. Aber die Notwendigkeit solcher Unterscheidungen wird leicht überschätzt; in der gesprochenen Sprache, in der kein Unterschied besteht, verwechseln wir nie, denn der Zusammenhang bringt völlige Klarheit. In der Schrift dünkt uns eine Scheidung vor allem dann nötig, wenn wir die Wörter absichtlich nebeneinander stellen: Serse, Färs; aber außer bei Rechtschreibübungen, die wieder nur wegen des künstlich geschaffnen Unterschieds erforderlich sind, stehen sie ja in der wirklich gesprochenen und geschriebnen Sprache nicht nebeneinander, sondern kommen einzeln und in bestimmtem Zusammenhange vor. Manche unterscheiden sich auch durch Geschlecht und Mehrzahlbildung: der Ur, die Uhr; der Wal, die Wahl; oft ist eins von beiden selten oder wird durch ein hinzugefügtes Wort erklärt: Aar, Märe, Augenlid, Laib Brot. So zeigt denn die Entwicklung unsrer Rechtschreibung einen zunehmenden Verzicht auf diese Unterscheidungen. Im 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts glaubte man die Zeitwörter seyn und meinen von den Fürwörtern sein und meinen abheben zu müssen, heute empfinden wir das Bedürfnis nicht mehr. Später sind aufgegeben worden die Unterschiede zwischen Loos: Los, Thau: Tau, Thor: Tor, Thon: Ton, ohne daß eingetreten wäre, was ängstliche Gemüter erwartet hatten, daß wir nämlich bisweilen einen Narren für eine Haustür, die Tonkunst für die Kunst gehalten hätten, Tonerde zu bearbeiten. Der Franzose verwechselt niemals Verse mit Würmern, Säden mit Söhnen, wozu ihm doch die gemeinsamen Schreibungen vers und fils ein Recht gäben. Den sichersten Beweis für die Überflüssigkeit solcher Ausflügeleien aber bietet

die Tatsache, daß wir nicht verwechseln, ja überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, eine Unterscheidung sei nötig, wenn uns die Schreibung gar nicht auf das Nebeneinander verschiedner Wörter aufmerksam macht. Wir schreiben den Blumenstrauß grade so wie den Strauß, den man ausficht, und wie den Vogel Strauß; nicht anders ist es mit den mehrfachen Bedeutungen von Ball, Bank, Bauer, Markt, Wagen, Herde, Kiefer, Heide, See, Reis, Mast: hätte jede ihre besondere Schreibung, so würden wir sie auch für unumgänglich nötig halten.

4. Deutsche Aussprache.

Einen wichtigen Gesichtspunkt zur Beurteilung unsrer Frage liefert uns die Betrachtung des Einflusses der Schrift auf die Sprache. Dazu müssen wir einen Blick auf die Aussprache werfen. Zugleich mit der Anteilnahme an sprachlichen Dingen wächst das Verlangen, das Deutsche rein auszusprechen. So wird die Frage, wo man das beste Deutsch spricht, häufig erörtert, freilich meist, ohne daß dabei eine Einigung zustande kommt. Als beste Aussprache erscheint begreiflicherweise die von Landschaftlichem möglichst freie, daher lautet die Frage nicht selten so: Wo spricht man das Deutsche mundartfrei?

Mancher Freund der Muttersprache, dem diese Angelegenheit am Herzen liegt, ist mit dem bestehenden Zustande recht unzufrieden. Besonders dann drängen sich ihm die unerfreulichsten Beobachtungen auf, wenn er sich in einem fremden Mundartgebiet aufhält. Daß die Aussprache des Volkes grobe mundartliche Eigentümlichkeiten aufweist, hat er erwartet; aber groß ist sein Erstaunen und sein Unwille, daß selbst die Angehörigen der höhern Stände solche Verstöße begehen, ja einige Buchstaben gar nicht richtig aussprechen können. Da ist es bei ihm zu Hause doch anders! Gewiß gibt es auch dort manchen, der seine Aussprache bedauerlich vernachlässigt, selbst einige seiner Freunde und Bekannten, sonst ganz gebildete Menschen, geben sich nicht genug Mühe, aber im allgemeinen ist es entschieden besser, und besonders er selbst spricht doch ein vortreffliches Deutsch! Das schlimmste ist, die Eingebornen sind auf ihre schlechte Aussprache so veressen, daß sie die vorzügliche des Ankömmlings durchaus

nicht bewundern, sondern ebenfalls Fehler an ihr finden oder sich gar untereinander darüber lustig machen. Unverhüllt zeigt sich diese Auffassung bei dem jüngern Geschlecht; wenn z. B. ein junger Sachse in eine Hamburger Schule eintritt, so hat er es dort nicht leicht, weil seine Sprache beständig die Spottlust seiner Mitschüler reizt — nicht ganz mit Unrecht, denkt der norddeutsche Leser, denn die sächsische Aussprache klingt wirklich nicht schön. Kommt aber der Hamburger Junge in eine Leipziger Schule, so geht es ihm dort nicht besser, sein feines und zierliches Deutsch erscheint den Leipziger Schülern überwältigend spaßhaft. Dieselbe Überhebung und Überschätzung der eignen Sprechweise oder doch ein gut Teil davon steckt in uns allen, und es liegt etwas Erfreuliches und Gesundes darin. Klaus Groth, der seine ganze Kraft daran gesetzt hat, das Plattdeutsche wieder zu Ehren zu bringen, erklärt doch die Spaltung des e, ö, o zu ei, äu, au (also deip, mäud, Blaum statt deep, möd, Blom) für eine offenbare Unart der Mundart, nur weil sie sich nicht in seiner, sondern in der Mundart Friß Reuters findet. An fast jeder fremden Mundart fällt uns das bekannte „Singen“ auf, nur an der eignen nicht; an jeder fremden Aussprache, ja an der Sprache jedes andern Menschen stört uns dies oder das, nur bei uns selber ist nichts zu tadeln. Aufmerksame Beobachtung aber zeigt uns, daß auch wir nicht ganz rein sprechen, und wir müssen schließlich erkennen, daß man in jeder Gegend mundartlich spricht und daß es keine mundartsfreie Aussprache gibt.

Wir können die auffälligsten Eigenheiten der heimischen Sprechart ablegen, aber wir behalten die Feinheiten und die Sprachgrundlage bei, die wir gar nicht kennen und daher nicht bekämpfen können, Zungenlage, Lippenstellung, Tonfall, soweit das nicht allzu auffällig ist. Wer nacheinander in verschiedenen Gegenden des Sprachgebiets gelebt hat, bei dem kann eine so starke Abschleifung eintreten, daß das scharfe Ohr des Lautwissenschaftlers und Mundartforschers dazu gehört, die ursprüngliche Mundart und die wichtigsten Einflüsse, die sie erfahren hat, herauszukennen, aber die vollkommene Aussprache kann er nicht erreicht haben; denn wer sagt uns, welches diese ist? Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts galt die obersächsische als die beste; als der junge Goethe nach Leipzig kam, tadelte man seine frank-

furtische Sprache und suchte sie auf die reine Höhe des Meißnischen zu heben; noch die Hessin L. v. Gall (1815—55) konnte schreiben: „Therese war keine Berlinerin. Ihr feiner sächsischer Akzent verriet das bald.“ Heute ist von dieser Vorherrschaft Obersachsens keine Rede mehr, vielmehr hat sich der Schwerpunkt nach Norden verschoben, so daß jetzt meist die norddeutsche Aussprache als die beste angesehen wird. In der Stormschen Novelle St. Jürgen (1867) kommt ein junger Schleswig-Holsteiner ins Württembergische und arbeitet bei einem jungen Ehepaar. Da heißt es: „Besondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freistunden den ältesten ihrer beiden Knaben in der deutschen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutsche Aussprache, und sie wünschten, daß die Kinder auch einmal, wie sie meinten, so reines Deutsch sprechen möchten.“

Wir sehen, die Ansichten wechseln im Laufe der Zeit. Die Mundarten und daher auch ihre Aussprache sind, wie wir schon festgestellt haben, wissenschaftlich gleichwertig. Für die Beurteilung der Trefflichkeit oder Minderwertigkeit einer Aussprache fehlt uns der Maßstab. Eine verbreitete, hinter der ein einflußreicher Volksteil steht, ist natürlich wichtiger und hat eher Aussicht, allgemein anerkannt zu werden, als die auf einen kleinen Bezirk beschränkte, von dessen Bewohnern keine entscheidende Einwirkung auf das Ganze ausgeht; die erste scheint dann auch feiner zu sein als die letzte. Solange die von Luther begründete geistige Vorherrschaft Obersachsens dauerte, so lange erschien die obersächsische Aussprache als die vornehmste; seit der norddeutsche Einfluß überwiegt, wird die norddeutsche als reiner empfunden. Aber eine solche begreifliche Entwicklung darf uns nicht verführen zu glauben, daß die Laute der einflußreichsten Landschaft an und für sich etwas Höheres und Feineres darstellten als die der andern. Kein Kenner des Niederdeutschen wird der Mundart Klaus Groths hohe Klangschönheit absprechen — trotzdem sprechen die Gebildeten kein Plattdeutsch mehr, trotzdem erscheint es als niedrig, unter dem Hochdeutschen stehend.

Eine wissenschaftlich zuverlässige Antwort läßt sich also auf die Frage, wo das beste Deutsch gesprochen wird, nicht geben. Beruhte unsre Gemeinsprache ausschließlich auf einer Mundart,

so erschiene diese als die vornehmste, ihre Aussprache des Deutschen wäre die mustergültige. In Wirklichkeit hat das Obersächsische, auf das sich die Schriftsprache gründet, die mannigfachsten Einflüsse erfahren und erfährt sie heute besonders durch das Norddeutsche. Das Bemerkenswerte dabei ist, daß es nicht durch das Norddeutsche verdrängt wird — Norddeutsch ist ja plattdeutsch, eine andre Sprache —, sondern daß die Norddeutschen, anscheinend in immer stärkerm Maße, dem Hochdeutschen ihre Aussprache aufdrücken, d. h. ihre niederdeutsche Aussprache des Hochdeutschen.

Dieser Zustand, daß man in Deutschland nicht einheitlich spricht und daß sich die Aussprache keiner Landschaft als unbedingt mustergültig bezeichnen läßt, hat durchaus nichts Beschämendes. Es ist in andern Ländern nicht anders, weil es nicht anders sein kann. Ein Volk, das seine Sprache so liebt und pflegt wie die Franzosen, das es verstanden hat, sie jahrhundertlang als Weltsprache der Bildung erscheinen zu lassen, auch dieses Volk hat das Ziel nicht erreicht. Nicht nur besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen der Aussprache des Parisers und Marseillers, es spricht auch der Einwohner von Lille anders als der von Poitiers und beide wieder nicht so wie der Pariser. So nachdrücklich dieser behauptet, das beste Französisch zu reden, so nachdrücklich wird diese Behauptung von den Bewohnern der Mitte bekämpft; auch in Frankreich hört man, wie eine Landschaft sich über die Aussprache der andern beklagt, wie man in der dritten singe, statt zu sprechen, in der vierten gewisse Laute ganz spaßig ausspreche — die Dinge liegen eben in Frankreich wie bei uns und in jedem andern Lande. Aber alle diese Leute reden wirkliches Französisch, und das ist die Hauptsache. Nie kann es dahin kommen, daß Millionen von Menschen, über ein weites Gebiet verstreut, völlig einheitlich sprechen.

Freilich sollen wir uns bemühen, in gebildeter Rede ausgesprochen mundartliche Eigentümlichkeiten abzulegen; es gibt Fälle, wo sie uns empfindlich stören: beim Vortrage, in der Predigt, auf der Bühne. Besonders dringend ist das Bedürfnis nach einer annähernd einheitlichen Aussprache für die letztere, da sonst ein gedeihliches Zusammenspiel von Künstlern aus den verschiedensten Gegenden kaum denkbar ist. So fanden denn 1898

in Berlin Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache statt, an denen 7 Bühnenleiter und 5 Hochschullehrer beteiligt waren und deren Ergebnis in dem Buche: Deutsche Bühnenaussprache, bearbeitet von Th. Siebs, in demselben Jahre veröffentlicht wurde. Natürlich hat man nicht künstliche Regeln geschaffen, sondern zunächst den auf den Bühnen bereits herrschenden Gebrauch festgestellt und dann Schwankungen „nach Maßgabe der üblichsten und zweckmäßigsten Aussprache“ ausgeglichen, wobei vielfach die norddeutsche Sprechweise zur Regel erhoben worden ist. Allgemeine und rückhaltlose Anerkennung hat sie nicht gefunden; namhafte Gelehrte und der Deutsche Sprachverein stehen ihr teils grundsätzlich, teils einzelner Entscheidungen wegen ablehnend gegenüber. Es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, daß angesichts des starken Verlangens nach einer Regelung bei schwankendem Gebrauch die Bühnenaussprache auch außerhalb der Bühne weitere Fortschritte machen wird und daß die Bemühungen, sich über die örtliche Mundart zu erheben, künftig in der Richtung auf diese Regeln zu gehn werden. Auch ist es eine natürliche Folge des Wunsches nach sprachlicher Einheit, daß nach dem Ausgleich in Wortschatz und Grammatik, der eine gemeinsame Schriftsprache ermöglicht hat, jetzt in der Aussprache gleichfalls Einheitlichkeit erstrebt wird. Folgendes aber ist dabei festzuhalten. Die Bühnenaussprache gilt selbst auf dem Theater nur für die ruhige, verstandesmäßige Rede, dem Ausdruck der Stimmung wird ein gewisser Spielraum gelassen. Vollkommene Gleichmäßigkeit und eine gänzliche Ausschaltung feiner landschaftlicher Besonderheiten kann auch auf der Bühne nicht erzielt werden. Wenn man auf die Bühnenaussprache die Bezeichnungen mustergültiges, bestes, lautreines Deutsch anwendet, so wollen wir das nicht so verstehen, als ob jede andre Aussprache tadelnswert und unrein wäre; ist dieses mustergültige Deutsch als Ganzes ein Kunsterzeugnis, weil es keine Landschaft gibt, in der es gesprochen wird, so geht doch jede Einzelheit auf eine landschaftlich übliche Aussprache zurück und hat an sich keinen höhern Wert als irgendeine andre mundartliche Eigenheit; mustergültig und rein ist das Ganze nur insofern, als es die Sprache der Kunst und der feierlichen Rede ist, als es nicht ausschließlich auf einer Mundart beruht, sondern grade durch

Vereinigung hoch- und niederdeutscher Züge eine Vermittlung zwischen den Mundarten darstellt und für das gesamte Sprachgebiet Geltung hat. Endlich wollen wir nicht vergessen, daß auch die heutige Bühnensprache nicht für alle Zukunft Musterausprache sein kann, sondern daß auch sie, dem Fortgange der Sprachentwicklung entsprechend, langsam weitergehen muß. Schon heute lassen sich einige ihrer Regeln nennen, deren Abstand von der natürlichen Sprechweise der meisten Gebildeten so groß ist, daß sie vermutlich nicht auf die Dauer aufrechterhalten werden können.

5. Einfluß der Schrift auf die Aussprache.

Wie groß der Einfluß dieser Kunstsprache auch werden mag, es ist nicht daran zu denken, daß jemals alle Deutschen ohne Ausnahme sie sprechen werden, und eine solche geistlose Einförmigkeit ist auch weder nötig noch wünschenswert. In jeder Gegend werden einzelne ihrer Festsetzungen als unerträgliche Härten empfunden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich der Norddeutsche in absehbarer Zeit entschließen wird, *Täk* statt *Täck* zu sagen oder das Wort König so zu sprechen: *Könich*, *Könichs*, *Könige*, *königlich*; ebensowenig wird der Süddeutsche die *p*, *t*, *k* an jeder Stelle des Wortes behauchen. Gegenwärtig ist die Bühnensprache jedenfalls für die Mehrheit der gebildeten Deutschen noch keine so lebendige Macht, daß man alle ihre Bestimmungen kannte, geschweige denn befolgte. Wer gut Deutsch sprechen will, findet ja ohne Mühe einen andern, naheliegenden, bequemen und untrüglichen Maßstab — in der Schrift! Da die Schreibung im ganzen Sprachgebiete gleich ist und man vielfach meint, wir schreiben, wie wir sprechen, so ist nichts natürlicher, als daß bei schwankender Aussprache die Schrift entscheidet. Wollen wir ein Wort richtig aussprechen, so dürfen wir keinen Laut verschlucken, sondern müssen jeden deutlich aussprechen; woher wissen wir aber, welche Laute gesprochen werden müssen? Wunderliche Frage! Das weiß man doch! Woher denn? Aus der Schreibung! Entdecken wir also einmal, daß jemand einen Buchstaben nicht mitspricht, so sagen wir nicht: dieser Buchstabe wird nicht ausgesprochen, sondern: die Aussprache war schlecht oder wenigstens nachlässig. Der Fall liegt dann bisweilen so: unsre Schreibung

ist, wie allgemein zugegeben wird, sehr mangelhaft, sie gibt die Aussprache nicht mit der wünschenswerten und erreichbaren Genauigkeit wieder; dient sie nun mit all ihren Mängeln wieder als Vorbild für die Aussprache, so wird diese dadurch auf einen ähnlichen Zustand der Unvollkommenheit gebracht oder auf denselben veralteten Standpunkt zurückgeschraubt, den die Schrift darstellt. Wenn auch die Gefahr nicht so groß ist, wie sie auf den ersten Blick scheint, weil wir ja die feinern Abweichungen zwischen Laut und Schrift nicht merken und Künsteleien sich in der natürlichen Aussprache gewöhnlich nicht halten, so zeigen sich doch manche bedenkliche Folgen dieses Irrtums.

Eine der lehrreichsten betrifft die Mitlautverbindungen *sp-* und *st-*, die in Nordwestdeutschland und Mecklenburg noch spitz, d. h. mit *s* statt *sch* ausgesprochen werden. Bei den Erörterungen über die Frage, welche von beiden Aussprachen richtig sei, fühlt sich der Verteidiger des *schp* und *schst* oft ohnmächtig gegenüber dem unwiderleglichen Grund aller Gründe: wir schreiben *sp* und *st*, also müssen wir auch so sprechen. Ja, er hat, obwohl er im Rechte zu sein glaubt, schließlich doch ein wenig die Empfindung, als klinge seine Aussprache unfein und plump, die des andern aber gebildet und zierlich. Das spitze *sp* und *st* ist wohl auch die stärkste Stütze für die Ansicht, daß man in Hannover das beste Deutsch spreche. Um zur Erkenntnis der wahren Sachlage zu gelangen, müssen wir einen kurzen geschichtlichen Rückblick tun.

Die Schreibweise *sp* und *st* zeigt nicht nur den ältern Zustand dieser beiden Lautverbindungen, sondern auch den vier andrer; die Wörter *sprechen*, *stehn*, *schlafen*, *Schmuck*, *Schnee*, *Schwein* lauteten mhd.: *sprechen*, *stēn*, *slāfen*, *smuc*, *snē*, *swīn*. Schon früh ist dieses *s* zu *sch* geworden, wie ja meist auch die Schrift zeigt; nur bei *sp* und *st* ist, obwohl über den lautlichen Vorgang kein Zweifel besteht, die veraltete Schreibung erhalten geblieben, offenbar weil beide häufig auch im Innern des Wortes auftraten, z. B. in *ist*, *Last*, *Brust*, *Wespe*, *Rispe*, *lispeln*; hier findet sich der Übergang des *s* zu *sch* nur mundartlich; *sl*, *sm*, *sn* und *sw* dagegen kamen nur im Anlaut vor. Außerdem scheute man wohl die große Häufung von Mitlauten, da nach *sp* noch *l* oder *r*, nach *st* häufig *r* vorkommt, während den andern Ver-

bindungen nie ein weiterer Mitlaut folgt. Übrigens beobachten wir dieselbe Entwicklung von *s* zu *sch* bei dem inlautenden *rs*; jedoch ist er in der Schriftsprache nicht einheitlich durchgeführt: *sch* haben wir in *Hirsch*, *Bursche*, *Kürschner*, *Kirsche*, *herrschen*, *birchen*, auch in dem Lehnwort *forsch*, *s* in *Hirse*, *Börse*, *Bürste*, *Durst*, *Wurst*. In bezug auf *sprechen* und *stehn* erkennen wir also: die hochdeutsche Aussprache ist ebenso gewiß *schprechen* und *schtehn* wie *schlafen*, *Schmuck*, *Schnee* und *Schwein* und nicht *slafen*, *Smuck*, *Snee*, *Swein*. Ebenso selbstverständlich ist die niederdeutsche Aussprache *spreken*, *stan*, *släpen*, *Smuck*, *Snee* und *Swin*. Der Einfluß der Schrift aber zeigt sich nun darin, daß der gebildete Niederdeutsche im Hochdeutschen niemals *slafen*, *Smuck*, *Snee* und *Swein* sagt, sondern überall mit *sch* beginnt, wohl aber *sprechen* und *stehn* spitz spricht. Das heißt, wo die hochdeutsche Schreibung *sch* zeigt, da spricht er dies natürlich aus, wo aber *s* steht, da glaubt er, das sei sein plattdeutsches *s* und spricht daher *s*. Die spitze Aussprache von *sprechen* und *stehn* erklärt sich also nicht so sehr aus der plattdeutschen Art, als vielmehr aus der Mangelhaftigkeit der hochdeutschen Schreibung. Und so groß ist der Einfluß der Schreibung auch auf den Mittel- und Süddeutschen, daß ihm zwar das norddeutsche *sprechen* und *stehn* zierlich, sein *schprechen* und *schtehn* grob klingt, das ganz gleichartige *Sneider* und *swimmen* aber durchaus nicht feiner scheint als *Schneider* und *schwimmen*, sondern höchst drollig. Doch wird in diesem Falle das Mißverständnis keine dauernden Folgen haben; die Macht der geschichtlichen Erkenntnis ist zu stark gewesen, so daß die *schp* und *scht* auch in der Bühnensprache anerkannt sind und unaufhaltsam vorwärtsdringen.

Viel schwieriger liegen andre Fälle. Der Norddeutsche spricht die anlautenden *p*, *t*, *k* vor betonter Silbe (*Paul*, *Turm*, *Kunst*) mit Hauch; da diese Aussprache heute für die beste gilt, so erscheint sie jetzt öfter auch an solchen Stellen, wo man selbst beim Norddeutschen in ruhiger, ungekünstelter Rede gewöhnlich keinen Hauch hört. Das geschieht auf Grund bewußter Überlegung, um den Lautwert, den die *p*, *t*, *k* bei der Aufzählung der Buchstaben haben, überall durchzuführen. Es handelt sich besonders um den Anlaut der zweiten Silbe: *Gruppe*, *hatten*, *Floße*, wo heute von solchen, die ihre Aussprache pflegen, oft *Grupp^he*, *hatt^hen*, *Floß^he*

gesprochen wird — oft, nicht immer, nämlich nie bei natürlichem Sprechen; auch im Englischen sind die p, t, k an zweiter Stelle meist nicht behauptet. Woher soll man wissen, daß diese p, t, k andre Laute sind, als wenn sie im Anlaut vor betonter Silbe stehen? Wie soll man auf den Gedanken kommen, in dem Worte ordentlich sei das t nicht buchstäblich zu sprechen? Die Lautwissenschaft nämlich lehrt uns, daß ihm nicht der Lautwert eines richtigen t zukommt; die Sprachgeschichte zeigt obendrein, daß es gar kein alter Bestandteil des Wortes ist, ebensowenig wie in eigentlich: ordentlich ist abgeleitet von Orden im Sinne von Ordnung; eigentlich von eigen. Der Buchstabe t ist für das t-artig klingende Geräusch eingesetzt. Man braucht nur einmal ordentlich zu sprechen, um zu hören, welche eine gezierte Aussprache das ist. Woher soll man nun solche Feinheiten wissen und beim Sprechen beachten lernen? Das Mittel ist so einfach, daß wir schwer darauf verfallen, wenn wir einmal angefangen haben, über unsre Aussprache nachzudenken: wir brauchen nur das Schriftbild auszuschalten, uns unsrer natürlichen Aussprache zu überlassen und die der Gebildeten zu beobachten. Auch die Bühnensprache hat, mit einigen Einschränkungen, die undurchführbare Regel aufgestellt, jedes p, t, k sei zu behaupten; wer bei einer Vorstellung in einem guten Theater seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richtet, der wird finden, daß die Schauspieler oft gegen die Regel verstoßen, weil ihr gesundes Sprachgefühl sich trotz ihrer Bemühung nicht leicht durch eine künstliche Festsetzung in Bande schlagen läßt.

Man klagt vielfach, unsre Sprache enthalte zuviel Mitlaute. Schon in alter Zeit traten oft Vereinfachungen ein, und unsre Vorfahren, die ein gesünderes Verhältnis zum Laute hatten als wir, ließen nicht gesprochne Mitlaute unbedenklich auch in der Schrift weg, sie schrieben z. B. das Wort deutsch häufig diusch. Auch wir vereinfachen schwere Mitlautgruppen, und man sollte meinen, dieser Fortschritt würde grade von denen mit Freude begrüßt, die über mangelnden Wohlklang des Deutschen Klage zu führen pflegen. Dem ist durchaus nicht so. Meist entdecken wir diese Vereinfachungen nicht, wo es aber geschieht, da erscheinen sie uns als Versündigung an der Sprache, weil — ja, weil eben die Schrift noch den alten Zustand bewahrt. Auch

in der besten Gesellschaft spricht niemand das Wort Tanzstunde buchstäblich aus, d. h. T^hant^hscht^hunde, sondern gewöhnlich sagen wir T^hanscht^hunde; Abendbrot spricht man nicht A-bent^h-brot^h, sondern meist ämbrot^h oder gar ämbrot^h; in Kunststück fällt das erste st ganz weg. Wir bemühen uns wohl, ganz deutlich zu sagen: im Fran-zö-si-schen, häufig aber entschlüpft uns die Aussprache französischen oder französchn. Ertappen wir uns dabei, so schämen wir uns dieser liederlichen Sprechform; sie erscheint aber recht anziehend, wenn wir die Geschichte des Wortes näher betrachten. Es ist eine Entlehnung aus dem Französischen, stammt aber nicht von dem heutigen français, sondern von dem altfrz. françois, worin unser fran-fisch steckt. Aber man erkannte das ois nicht als Endung und hängte noch einmal das deutsche isch an: franzoisisch. Da dies nicht sehr bequem auszusprechen ist, so findet sich schon mhd. die Zusammenziehung franzoisich; wäre nun die Bildung des Wortes aus franzois + isch nicht zu stark im Bewußtsein der Schreiber lebendig geblieben, so hätten wir heute in Sprache und Schrift wahrscheinlich die Andeutung französich, die tatsächlich oft belegt ist, noch beim jungen Goethe. So aber ist diese Form zwar vorhanden und viel gebraucht, hat jedoch keine Aussicht, anerkannt zu werden, weil die Schrift die Entwicklung nicht mitgemacht hat.

Sehr deutlich ist der Einfluß der Schrift auch beim e zu beobachten. Sein regelmäßiger Lautwert ist ē, also der eines langen geschlossenen Lautes; daher erscheint ē, als die übliche und beste Aussprache jedes e, und wir suchen diesen Wert überall einzusetzen. Die Verbindungen ie, ei und eu, die als untrennbar empfunden werden, scheiden dabei aus. Wie auch die Verhältnisse mundartlich liegen mögen, so sind doch die beiden Laute in den haupttonigen Silben von (sich) regen und Regen oder legen und gelegen von alters her deutlich geschieden und auch heute noch auf hochdeutschem Gebiete: in regen und legen spricht man ē, in Regen und gelegen dagegen den offenen, dem ä nahestehenden Laut ē. Da die Schrift diesen Lautunterschied nicht andeutet, so ist es begreiflich, daß in Norddeutschland in allen Fällen die geschlossene Aussprache gehört wird, also auch Rēgen, gelēgen, und daß diese Aussprache vordringt, weil sie von der Schrift

gestützt wird. So gilt heute der offene Laut vielfach schon als unfein. Auch die Bühnenaussprache hat diese Verbuchstabung des \bar{e} mitgemacht, und das erwähnte Buch von Siebs führt nur in einer Anmerkung eine Anzahl Worte an, in denen häufig ein offenerer Laut gesprochen wird. Auch vor r, wo selbst im Norden noch e vorkommt, wie in Erde, werden, der (betont) wird \bar{e} gefordert. Das Streben, diesen Laut durchzuführen, verbreitet sich immer weiter und wandelt sogar in Namen das kurze e vor r um: gebildete Norddeutsche sprechen oft Werther als Wërther aus, was Goethe wohl kaum verstanden hätte. Wir wissen, daß die Verteilung von e und ä in der Schrift 3. T. ganz willkürlich ist — jetzt spricht man möglichst jedes e geschlossen, jedes ä offen, also sehen und geben, aber spähen und wägen, obwohl in allen vier Wörtern derselbe mhd. Laut vorliegt. Weil aber das \bar{e} überhaupt als feiner gilt, so sprechen Norddeutsche sogar das ä vielfach geschlossen. Endlich macht sich der Einfluß der Schrift auch in nebetoniger Silbe bemerkbar; in gebildeten Familien werden die Kinder nicht selten angehalten, die Worte Vater und Mutter beim Rufen nicht wie gewöhnlich mit \bar{a} und einem Ansatze zum r zu sprechen, sondern mit starkem Nebenton als Vátàrr, Müttàrr; dieses ä oder \bar{e} erscheint nämlich verhältnismäßig noch vornehmer als das dumpfe \bar{a} und als eine gewisse Annäherung an die Schrift. Späteren Geschlechtern mag es vorbehalten sein, sich zur allerfeinsten Aussprache Vátèr, Müttèr aufzuschwingen. Es ist aber tröstlich zu bemerken, daß dieselben Kinder, die Vátàrr rufen, im Gespräch ausnahmslos ganz natürlich sprechen; häufig setzen sie für die Silbe -er sogar einen deutlichen Selbstlaut ein.

Da die Schrift uns nichts über die zahllosen Angleichungen der Laute aneinander sagt, so wissen wir auch nicht, daß wir sie sprechen; wir mögen nicht glauben, daß wir hatn und Lipn sagen, viel weniger, daß Lipm, habm oder gar hāni, fūmf, eimal die üblichen Sprechformen sind. Wir nehmen aber an denselben Angleichungen keinen Anstoß, wenn die Schrift sie ausdrückt; niemand sagt: du habest, er habet, ich habete, entbor oder enbor, Anboß, Hindbeere (von Hinde, Hirschkuh), Windbraue, entfangen, entfehlen, entfinden, nennen (zu Name),

sondern: du hast, er hat, ich hatte, empor, Amboß, Himbeere, Wimper, empfangen, empfehlen, empfinden, nennen; das Ergebnis eines solchen lautlichen Wandels ist also untadeliges Sprachgut, wenn es auch in der Schrift vorliegt. Auch haben wir andern Sprachen gegenüber nie den Gedanken, eine Angleichung sei etwas Niedriges; im Lateinischen stört es uns gar nicht, wenn die Vorsilbe in unter dem Einfluß des folgenden Lautes in den verschiedensten Gestalten erscheint: Inquisition, imponieren, Illusion, ignorieren — nur im heutigen Deutsch mißbilligen wir denselben Vorgang. Im Satzzusammenhange stellen sich ebenfalls mancherlei Angleichungen ein. Statt: in || keiner Hinsicht, sagen wir gewöhnlich: in keiner Hinsicht, statt: zehn Minuten, entsprechend: zehminuten; die erste Person der Einzahl der Gegenwart verliert ihr e, wenn das Fürwort nachsteht: hab' ich, find' ich. Je nach der Betonung wechselt die Lautgestalt eines Wortes; zu wird betont anders gesprochen als unbetont: mach' die Tür zu, aber: ich habe keine Lust zu gehn. Ebenso ist es mit der: wer nicht für mich ist, dēr ist wider mich, aber: dər Mensch hat nichts so eigen. Von allen diesen Dingen verrät uns die Schrift nichts, darum glauben wir nicht recht an sie; in fremden Sprachen oder im ältern Deutsch dagegen nehmen wir sie als etwas ganz Natürliches hin. Daß die Franzosen stumme Endmitlaute aussprechen, wenn ein dazugehöriges Wort mit Selbstlaut beginnt (pas_un), daß die Engländer regelmäßig vor folgendem Selbstlaut herüberziehen, also das r in there_is anders sprechen als in there was, daß unsre Dorfahnen betontes und unbetontes zu schieden (zuo und z.), alles das billigen wir ebensosehr, wie wir es in der Sprache von heute tadeln, wenn wir es zufällig entdecken.

Unser heutiges Bemühen geht also offenbar dahin, jedes Wort so zu sprechen, daß wir die regelrechten Lautwerte seiner einzelnen Buchstaben aneinanderrücken, und jeden Satz so, daß wir ihn aus lauter einzeln gesprochenen Wörtern zusammensetzen. Natürlich ist dieses Streben undurchführbar. Wer es durchführen wollte, müßte während des Sprechens ununterbrochen die gespannteste Aufmerksamkeit auf die Lautform sammeln; sobald er sich einen Augenblick von der Sache fortreißen ließe, würde er in die gewöhnliche Sprechweise zurückfallen. Wem

es aber gelänge, der könnte sich jedenfalls nicht rühmen, gutes, sprachgemäßes Deutsch zu reden. Diese Bestrebungen zeigen sich am stärksten in Norddeutschland. Wenn der Mittel- oder Süddeutsche seine Mundart gebraucht, so redet er auf alle Fälle hochdeutsch; bemüht er sich, Bühnendeutsch zu sprechen, so kann er sich dabei in starkem Maße auf seine natürliche Redeweise verlassen; ganz gleich, wie nahe er dem Ziele kommt, seine Aussprache ruht stets auf dem sichern Grunde einer hochdeutschen Mundart. Der Norddeutsche dagegen, der gutes Deutsch sprechen will, muß sich zunächst möglichst von seiner Mundart freimachen, sie ist ja nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch. Sucht er nach einer Richtschnur für hochdeutsche Aussprache, so bietet sich ihm ganz von selbst die Schrift dar. Da wir eine Bühnenaussprache erst seit kurzem haben, so war ihm früher die Schrift die alleinige Vertreterin der fremden Sprache, die er lernen wollte. Die hochdeutsche Schreibung sprach er dann derart, daß er jedem Buchstaben seinen niederdeutschen Lautwert gab; tatsächlich drückt die Schrift ja auch viele Unterschiede zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch aus, und so ist die Aussprache des gebildeten Norddeutschen wirklich vielfach schriftsprachlicher als die des Süddeutschen. Der Norddeutsche konnte aber unmöglich das wissen, was die Schrift ihm nicht sagte. So mußten viele Mißverständnisse vorkommen, die alle derselben Art sind: die Schrift ist buchstäblich aufgefaßt worden (bei sp und st, e usw.). Da es zwar feste Schreibregeln gab, aber keine Ausspracheregeln, so konnte diese Verbuchstabung der Laute auch auf den Hochdeutschen Eindruck machen; er mußte sich oftmals sagen: der Norddeutsche hat ganz recht, es steht wirklich der Buchstabe da, den er spricht, der Fehler muß wohl an mir liegen. Das ist auch der Grund, warum den Schreinersleuten in der Stormschen Novelle (S. 121) die Aussprache ihres norddeutschen Gesellen so gefällt.

Beeinflussungen der Sprache durch die Schrift sind schon in früherer Zeit vorgekommen, sie werden nie ganz aufhören. Unsrer Muttersprache wird es auch ertragen, wenn solche Einflüsse in Zukunft noch zunehmen sollten, aber erfreulich kann man sie nicht nennen. Eine gründliche Erneuerung der Rechtschreibung wäre daher auch von diesem Gesichtspunkte aus dringend zu wünschen. Einer Schreibung wie der unsrigen gegenüber haben

sogar an sich viel schlechtere wie die französische und englische ihre Vorzüge. Franzosen und Engländer wissen, daß die ihre sehr unregelmäßig ist und daher nicht Vorbild für die Aussprache sein kann; der eine fordert niemals, daß man das *es* in *tu donnes* wie in *tu es*, geschweige denn, daß man das *s* wirklich aussprechen solle; der andre verlangt ebensowenig, daß die Selbstlaute in *door* und *blood* gleich gesprochen werden, nur weil man sie gleich schreibt. Eine bessere deutsche Schreibung könnte zwar nicht in allem Wandel schaffen, es ist z. B. nicht daran zu denken, daß sie den je nach dem Satzzusammenhange eintretenden Wechsel der Lautgestalt eines Wortes bezeichnen könnte, aber sie würde doch einen wesentlichen Fortschritt herbeiführen. Sicherlich gälte auch die neue Schreibung sogleich als Muster für die Aussprache, nicht nur soweit sie die tatsächlich gesprochenen Laute darstellt, sondern auch soweit sie es nicht tut; aber die Gleichsetzung von Laut und Schrift würde doch viel weniger Unheil anrichten als jetzt.

Was wir in dieser Hinsicht für unsre Muttersprache tun können, ist, daß wir, wenn wieder einmal eine Neuregelung unsrer Schreibung angekündigt werden sollte, nicht über dauernde Beunruhigung und Neuerungsucht klagen, sondern die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Änderung zu verbreiten suchen. Dann aber ist wesentlich, daß wir die gesprochne Sprache besser beobachten und unser Ohr mehr schulen; zwar können wir nicht durch einfaches Hinhören die genaue Art der Hervorbringung aller Laute erkennen, aber wir können doch Laut und Schrift besser unterscheiden lernen. Wir müssen uns abgewöhnen, unsre Aussprache nach der Schrift regeln zu wollen, wir müssen zu der herrschenden Sprechweise der gebildeten Deutschen mehr Zutrauen haben, so viel Zutrauen, daß wir einer allgemein üblichen Lautgestalt recht zu geben wagen gegenüber einem starren oder veralteten Schriftbilde. Kurz, wir müssen uns immer gegenwärtig halten, daß Sprache zu sprechen gehört und daß nicht die zufällige Rechtschreibung, sondern die wirkliche Sprechweise der Deutschen das ist, was wir deutsche Sprache nennen.

Einige empfehlenswerte Bücher.

- H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Aufl. Halle 1909.
O. Behaghel, Die deutsche Sprache. 6. Aufl. Wien und Leipzig 1917.
L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. 4. Aufl. Leipzig 1918.
O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 8. Aufl. Leipzig 1912.
Fr. Kluge, Unser Deutsch. 3. Aufl. Leipzig 1914.
Derselbe, Von Luther bis Lessing. 5. Aufl. Straßburg 1918.
Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins. Berlin.
E. Engel, Deutsche Stilkunst. 24. Aufl. Wien und Leipzig 1918.
Derselbe, Sprich Deutsch. 4. Aufl. Leipzig 1918.
Derselbe, Entwelschung. 3. Aufl. Leipzig 1918.
Derselbe, Gutes Deutsch. Leipzig 1918.
O. Schröder, Vom papiernen Stil. 8. Aufl. Leipzig 1912.
E. Sievers, Grundzüge der Phonetik. 5. Aufl. Leipzig 1901.
O. Bremer, Deutsche Lautlehre. Leipzig 1918.
Derselbe, Deutsche Lautkunde. Leipzig 1918.
E. Richter, Wie wir sprechen. (ANuG Bd. 354.) Leipzig 1912.
Th. Siebs, Deutsche Bühnensprache. 11. Aufl. Bonn 1915.
Fr. Kluge, Wortforschung und Wortgeschichte. Leipzig 1912.
A. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. 3. Auflage. Jahr i. B. 1915.
H. Hirt, Ethnologie der neuhochdeutschen Sprache. München 1909.
H. Paul, Deutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Halle 1908.
Fr. S. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. Herausgegeben von H. Hirt. Gießen 1909/10.
Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 8. Aufl. Straßburg 1915.
E. Wasserzieher, Woher? 2. Aufl. Berlin 1918.

Schriften von Professor Dr. Oskar Weis

Unsere Muttersprache, ihr Werden u. ihr Wesen. 8., verb. u. Geb. M.

„... Eine große Summe gelehrter Arbeit ist hier in klarer, einfacher und anregender Weise dargelegt. Was wir da vernehmen von der Wechselwirkung zwischen Sprache und Volkstümlichkeit, von den Besonderheiten der Germanen und Romanen, vom innern Leben der Wörter, vom Gegensatz zwischen nord- und deutscher Sprache und Art, vom Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, all das bringt eine solche Fülle von Belehrung und öffnet ein solches Verständnis für eines unserer teuersten Güter, daß jeder Leser seine Freude an dem schönen Büchlein haben muß.“ (Schweiz. Evang. Schulbl.)

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Geb. M.

„Gerade die Fülle des Wortmaterials, mit dem W. operiert, machen das Buch zu einem regen und lehrreichen Hilfsmittel, wie wir es für Lehrende und Lernende beim ersten Anlauf besser wünschen können. Es ist zugleich ein höchst unterhaltendes Buch.“ (Zeitschr. f. d. dtsh. Unterr.)

Ästhetik der deutschen Sprache. 4. Auflage. Gebunden M.

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das so gefallen hätte als diese neueste Habe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herkömmliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach richtigem Verständnis unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem herbeiluft an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken.“ (Zeitschrift f. den deutsch. Unterr.)

Deutsche Sprach- und Stillehre. Anleitung zum Verständnis u. Gebrauch der Muttersprache. 4., verb. Aufl. Geb. M.

„... Eine ganz vortreffliche Sprach- und Stillehre hat Weise geliefert, eine Sprachlehre, die das Leben der Sprache und die geschichtliche Entwicklung fortwährend berücksichtigt, und, was wenigstens derartigen Büchern nachrühmen kann, ein angenehm lesbares Buch.“ (Allgem. Literaturz.)

Musterbeispiele der deutschen Stillehre. 5. Aufl. Geb. M.

„Das Büchlein bildet eine dankenswerte Ergänzung des kleinen Regelbuchs über die deutsche Schreibweise, und es sollte in der Bibliothek keines Schülers fehlen.“ (Blätter für höh. Schulwe.)

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und Belehrung. 4., vermehrte Auflage. Geb. M. 1.80.

„... ein Buch, dem man viele vernünftige Benutzer wünschen muß. ... Eine solche Sammlung durch bedeutenden Inhalt anzieht und durch Hindeutungen auf das Wesentliche der darstellenden Kunst den Leser einlädt, über die Form des Gelesenen nachzudenken, ist uns erwünscht.“ (Das lit. G.)

Die Sprache des Kaufmanns und seiner Korrespondenz

Von Dr. L. Wendelstein. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.40.

„Jedem Lehrer der Handelskorrespondenz kann die Lektüre dieses Werks dringend empfohlen werden, da es einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der kaufmännischen Berufssprache liefert.“ (Mittelungen der Handelskammer für den Regierungsbezirk Bromn.)

Verdeutschungsheft. Verzeichnis der gebräuchlichsten natur- und geisteswissenschaftlichen Fachausdrücke, mit Erklärung der Ableitung zunächst für Schulgebrauch der lateinl. höh. Lehranstalten zusammengestellt von Oberl. B. Schinle. Kart. I.

Das Heft vermittelt auch dem nicht humanistisch Gebildeten durch Verdeutschung und etymologische Erklärung ein wirklich scharfes Erfassen der natur- und geisteswissenschaftlichen Fachausdrücke.

Einführung in die Phonetik. Wie wir sprechen. Von Dr. E. Ri. (Allg. Bd. 354.) Kart. M. 1.60, geb. M.

„Der Aufgabe, den Leser zum Beobachten, zum Denken über die Sprache anzuregen, ist er genügend worden; denn nicht nur gediegene Wissenschaftlichkeit spricht aus jeder Seite; es wirkt für die Sache die außerordentliche Leichtigkeit, womit der schwierige Stoff geboten wird, auch wo die spröde Materie widerstehen möchte.“ (Allgemeines Literaturz.)

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlages und der Buchhandlungen

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

rich lautrein und richtig. Deutsche Sprechübungen. Von Karl Julius Krumbach. Bearb. v. Dr. Wolfg. Balzer. (ersch. Aufl. des 1. Teils (Sprech- und Leseübungen), besorgt u. mit einem Geleitwort vers. Prof. Martin Senf. Kart. M. —80.

Das Heft will auch in der neuen Auflage der praktischen Übung dienen und sich auf diese für Stimmbildung, Sprache und Gesang auch weiterhin förderlich erweisen, wie es dies mit der Beliebtheit neuerdings auch in Kursen für stimm- und sprachbeschädigte Krieger getan hat.

Die Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld-Jensen. (ANUG. Bd. 472.) Kart. M. 1.60, geb. M. 1.90.

„Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die Prinzipien unserer Wissenschaft für einen größeren Kreis verständlich und anziehend darzustellen; dem Verfasser ist das in geradezu glänzender Weise gelungen.“ (Indogermanische Forschungen.)

Im papiernen Stil. Von Geh. Studienrat Prof. Dr. O. Schroeder. 8. Aufl. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—

„Schroeders Sammlung geist- und temperamentovoller Aufsätze zieht gegen den Widersacher, mit köstlichem Humor geschilderten 'großen Papiernen', zu Felde, zu größerer Ehre der Freischaönheit, Kraft, Entwicklungsfähigkeit deutscher Rede.“ (Zentralbl. f. Volksbildungsw.)

Ort und Sinn. Begriffswandlungen i. d. dtsh. Sprache. V. Dr. F. Söhns. Geb. M. 2.—

„Verf. weiß in anziehendem Plauderton alle geistigen und Kulturwerte klarzumachen, die sich der Geschichte unserer Wörter und aus ihren Begriffs- und Bedeutungswandlungen herauslassen.“ (Königsberger Hartungsche Zeitung.)

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Oberlehrer Dr. Hans Röhl. 2. Aufl. Geb. M. 3.—, Geschenkausgabe M. 4.—

„Diese Literaturgeschichte zeugt von einer Erzähl- und Gestaltungsgabe wie keine andere. Glaube, sie bringt endlich für weiteste Kreise das, was man von einer guten Literaturgeschichte verlangen muß: die richtige Beschränkung in Stoff und Namen, das richtige Verhältnis zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem, eine vorzügliche Analyse und anregende Würdigung Hauptwerke und einen einwandfreien, schönen Stil.“ (Pädagogischer Jahresbericht.)

Als Auszug aus der Geschichte der deutschen Dichtung erschien:

Ursprung der deutschen Dichtung. Sprache und Verskunst. Nebst einer Einleitung: 'vom Wesen der Dichtkunst' und einem Anhang über die griechische Tragödie und Shakespear. Für die oberen Klassen höherer Anstalten entwicklungsgeschichtlich dargestellt. Geb. M. 1.60.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto von. Unter Mitw. von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich Panzer hrsg. von Dr. Walther Staetter. 33. Jahrg. 1919. Jährl. 12 Hefte zu je 4—5 Druckbogen. Preis f. d. Jahrg. M. 14.—

Ergänzungshefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. In den Ergänzungshäften werden größere Arbeiten, die über den Rahmen der Zeitschrift hinausgehen oder sich weitere Kreise wenden, veröffentlicht. Es handelt sich besonders um Arbeiten, die die Erneuerung des gesamten deutschen Unterrichts und die geeignete Vorbildung der Lehrer betreffen.

Es erschienen u. a.:

Hefte: Die Verwertung der Mundarten im Deutschunterrichte höherer Anstalten unter besonderer Berücksichtigung des Elsaßischen. Von Prof. J. Leveq. Geh. M. 1.50, für Abonnenten M. 1.—

Hefte: Deutsche Bildung. Drei Reden: Die Kulturwerte der deutschen Sprache von Hofrat Prof. Dr. F. Kluge. Die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf den höheren Stufen von Studienanstaltsdirektor K. Bojunga und Oberrealschuldirektor Prof. Dr. C. Diez. Anhang: Berichte und Verhandlungen des 1. Verbandstages des Dtsh. Germanistenlandes. Marburg, 29. 9. 1913. Geh. M. 1.50, für Abonnenten M. 1.—

Hefte: Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz und als Bildungstoff. Von Lyzealr W. Peper. [Unter der Presse 1919.]

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlages und der Buchhandlungen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Von deutscher Art und Kunst Eine. Deutschkunde

Herausgegeben von Dr. Walther Hoffstaetter

Mit 2 Karten, 32 Tafeln und 8 Abbildungen. Geb. M. 4.50
Hierzu Feuerungszuschläge des Verlages und der Buchhandlungen

Ein Bild all dessen, was deutsch ist, will dieses Buch gewinnen helfen, indem es in Wort und Bild von deutscher Art und Kunst erzählt, vom deutschen Land, von dem, was in ihm lebt und wächst, von seinen Dörfern, Burgen und Städten, von all dem, was unser Volk an geistigen Gütern geschaffen in Sprache, in Sitte und Brauch, aber auch in Wirtschaft, in Recht und Staat, in der Kunst, in Dichtung und Musik, von allem, was es gesonnen u. gedacht, von da an, wo deutsche Stämme zuerst deutschen



Boden betreten, bis zum heutigen Tage. So bietet das Buch einen zusammenfassenden Überblick über die Gesamtentwicklung unseres Volkes, der heute auch unseren Gebildeten oft noch fehlt, und vermittelt zugleich die Erkenntnis der inneren Zusammenhänge, sowie dessen, was in dem allen deutsch ist. Es soll schon dem heranwachsenden Geschlecht in die Hand gegeben werden, es möchte aber auch den Männern u. Frauen, die im Leben stehen, ein treuer Weggenosse werden in den Stunden rückschauender Betrachtung.

Das Buch wird die Herzen erheben zu freudigem Bewußtsein des reichen Erbes unseres Volkes und den Willen stärken, dies Erbe treu zu bewahren und zu mehren.

B. G. Teubner, Leipzig und Berlin

Leubners Kleine Fachwörterbücher

bringen sachliche und wörterklärende Erklärungen aller wichtigeren Gegenstände und Fachausdrücke der einzelnen Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften. Sie wenden sich an weiteste Kreise und wollen vor allem auch dem Nichtfachmann eine verständnisvolle, befriedigende Lektüre wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften ermöglichen und den Zugang zu diesen erleichtern. Dieser Zweck hat Auswahl und Fassung der einzelnen Erklärungen bestimmt: Berücksichtigung alles Wesentlichen, allgemeinverständliche Fassung der Erläuterungen, ausreichende sprachliche Erklärung der Fachausdrücke, wie sie namentlich die immer mehr zurücktretende humanistische Vorbildung erforderlich macht.

Mit größeren rein wissenschaftlichen Nachschlagewerken können die kleinen Fachwörterbücher namentlich hinsichtlich der Vollständigkeit natürlich nicht in Wettbewerb treten, sie verfolgen ja aber auch ganz andere Zwecke, durch die Preis und Umfang bedingt waren. Den allgemeinen Konversationslexika gegenüber bieten sie bei den sich ohnehin mehr und mehr spezialisierenden auch außersachlichen Interessen des Einzelnen Vorteile insofern, als die Bearbeitung den besonderen Bedürfnissen des einzelnen Fachgebietes besser angepaßt und leichter auf dem neuesten Stand des Wissens gehalten werden kann, als insbesondere auch die Neu- und Nachbeschaffung der einzelnen abgeschlossenen Gebiete behandeln den Bände bedeutend leichter ist als die einer Gesamt-Enzyklopädie, deren erster Band gewöhnlich schon wieder veraltet ist, wenn der letzte erscheint.

Preis gebunden je ca. M. 4.— bis M. 5.—

Hierzu Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen

- * sind erschienen bzw. werden demnächst erscheinen; die anderen Bände sind in Vorbereitung.
- * **Philosophisches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von Dr. P. Thormeyer.
- * **Psychologisches Wörterbuch** von Dr. Erik Giese.
- Literaturgeschichtliches Wörterbuch** von Dr. H. Köhl.
- Kunstgeschichtliches Wörterbuch** von Dr. E. Cohn-Wiener.
- * **Musikalisches Wörterbuch** von Privatdozent Dr. J. H. Moser.
- Wörterbuch des klassischen Altertums** von Dr. B. A. Müller.
- * **Physikalisches Wörterbuch** von Prof. Dr. G. Berndt.
- * **Geologisch-mineralogisches Wörterbuch** von Dr. C. W. Schmidt.
- * **Geographisches Wörterbuch** von Prof. Dr. O. Kende.
- * **Zoologisches Wörterbuch** von Dr. Th. Knottnerus-Meyer.
- * **Botanisches Wörterbuch** von Dr. O. Gerke.
- * **Wörterbuch der Warenkunde** von Prof. Dr. M. Pietsch.
- * **Handelswörterbuch** von Dr. B. Sittel u. Justizrat Dr. M. Strauß.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Vom Altertum zur Gegenwart

Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Geh. M. 9.-, geb. M. 10.50

Stützen von F. Voll · A. Curtius · A. Dopf · E. Fraenkel · E. Goldbeck · W. Goehp · Henfel · A. Holl · W. Jaeger · J. Ilberg · H. Lichmann · E. v. Eppmann · A. v. Martin · Ed. Mejer · E. Mittels · E. Müller · E. Norden · J. Partsch · Leipzig · J. Partsch · Freiburg i. Br. · A. Rehm · G. Roethe · Wilh. Schulze · E. Spranger · H. Stadler · M. Wundt · J. Ziehen

Inhalt: I. Einleitung. Der Humanismus als Tradition und Erlebnis. II. Die Zusammenhänge im allgemeinen. 1. Der Übergang von der Antike zum Mittelalter. 2. Die Antike im Mittelalter und in der Renaissance. 3. Der Neuhumanismus. 4. Das 19. Jahrh. III. Die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten. 1. Staat u. Wirtschaft. 2. Recht. 3. Erziehung. 4. Sprachwissenschaft. 5. Geschichte. 6. Literatur. 7. Kunst. 8. Religion. 9. Philosophie und Weltanschauung. 10. Mathematik. 11. Weltbild und Physik. 12. Geographie. 13. Biologie. 14. Astronomie. 15. Chemie. 16. Medizin. 17. Technik. IV. Reform und Uebersetzung in ihrer Bedeutung für den Humanismus.

Das Gymnasium und die neue Zeit

Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.-

Das Buch stellt in längeren Darlegungen und kürzeren Ausererungen berufener Fürsprecher aus allen Kreisen und Arbeitsgebieten, vor allem auch von Männern des praktischen Lebens, zusammen, was sich über Bedeutung der humanistischen Bildung und des Gymnasiums für die künftige Gestaltung unseres Volkslebens sagen läßt.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart

Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Kiehl. 5. Aufl. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.80

„... So steigt ein Stück geistiger Menschheitsgeschichte in seinen wesentlichen Umrissen mit herauf, und indem wir uns um die Sache bemühen, lernen wir große Menschen kennen, die für uns gelebt haben und uns einladen, mit ihnen zu leben.“ (Tägl. Rundschau.)

Persönlichkeit und Weltanschauung

Psychol. Untersuch. zu Religion, Kunst u. Philosophie. Von Dr. R. Müller-Freienfels. Mit Abb. im Text u. auf 5 Taf. Geh. M. 6.-, geb. M. 9.-

Heidelberg und die deutsche Dichtung

Von Prof. Dr. Ph. Wittkop. Mit 5 Tafeln, 1 farb. Beilage, Buchschmuck u. Silhouetten. Geh. M. 3.60, in Pappband M. 4.60, in Halbleinen mit Goldschnitt M. 8.40.

„Es spricht und spricht viel von dem Dufte und Schimmer aus dem Buche, der um die geweihten Stätten Heidelbergs weht und leuchtet, jenes Heidelberg, das uns Deutschen das Symbol der Poesie seit alten Tagen ist.“ (Leipziger Zeitung.)

Das Erlebnis und die Dichtung

Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Dilthey. 6. Aufl. Mit 1 Titelbild. Geheftet M. 9.-, geb. M. 12.-

„Aus den tiefsten Blüten in die Pflanze der Dichtung, dem klaren Verständnis für die historischen Bestimmungen, in denen sie leben und schaffen mußten, kommt Dichtung zu einer Würdigung poetischen Schaffens, die eine selbständigste Stellung einnimmt.“ (Die Hilfe.)

Kapitalismus und Sozialismus

Betrachtungen über die Grundlagen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung sowie die Voraussetzungen und Folgen des Sozialismus. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. E. Pohle. 2. Aufl. Geh. ca. M. 4.-, geb. ca. M. 5.-

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Leubners Künstlersteinzeichnungen

Wohlfeile farbige Drucke

Die Sa
(M. 7.
Nahm

R. W
Wandf
12x8

Göt
Einzelb
Kind
Gerd
führungs
strausf.

A
Ausf. 7
M. 2.-

Die mit
bzw. M.
Leubner
nach G.
sach G.
Umschlag
6 Kartes
3. Wo
In Umf
Lanz, Se
Hameln.
Der Eie
Wein,
Stätten

Rud

Der bat
(M. 7.5
(75x55

Diese 6
29x30
(Auch a

R a

Führe
Eich

Chara
12 2

Aus E
Ein

Auf sam

Vollständiger Katalog
über 200 Blättern gegen Ein

LaG.Gr.
F5297d

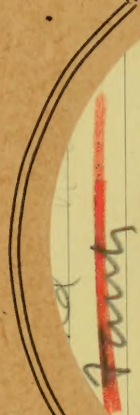
183475

Author
Fischer, W.

Title
Die deutsche Sprache von heute.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET



Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU



UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 30 16 09 004 9